



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

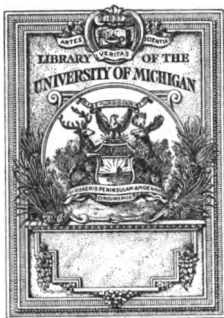
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

D. a.



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BY
Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871



57/2, 3, 5,

HB

165

.K216

10483

Untersuchungen

im Gebiete der politischen ~~Ökonomie~~



betreffend

Adam Smith's und seiner Schule
staatswirthschaftliche Grundsätze.

Von

Dr. ^{Peter} Kaufmann,

Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität.

Erste Abtheilung.

Bonn,
bei Adolph Marcus
1829.

10-6-26 RWB

Dem Herrn

Dr. N ö g g e r a t h

Königl. Preuß. Ober-Bergrathe und ordentl. Professor
der Mineralogie und der Bergwissenschaften
zu Bonn

und dem

H e r r n

Dr. N a u

Großherzogl. Badischem Hofrath und ordentl. Professor
der Kameralwissenschaften zu Heidelberg.

10. März 23026 I. B.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 MUSEUM AVENUE
NEW YORK, N. Y. 10028

V o r w o r t.

Befremdend ist es, eine Wissenschaft, deren Grund und Boden Erfahrung sein sollte, wie die politische Oekonomie, in ihren theoretischen Sätzen mit der Ausübung im Widerspruche zu erblühen. Begreiflich wird dieses aber, wenn man bedenkt, daß die Theorie eine gewisse scheinbare Ueberzeugung gewährt, welche man sich durch die Erfahrung, die immer noch einer willkürlichen Auslegung unterliegt, nicht rauben lassen will. Haben nicht die größten Staatsmänner zu allen Zeiten den Grund der frühern

und gegenwärtigen Größe britischer Reichthümer vorzugsweise in der Navigationsacte gesucht? Und doch glaubt Smith, daß dieselbe dem Handel und der Industrie Englands mehr geschadet als genützt habe. Was halfen die wider das sogenannte Industriesystem (der Name ist eben so falsch und widersprechend wie die Bezeichnung einer andern Schule mit dem Ausdruck Handelsystem) angeführten Thatsachen? Die Wissenschaft ist in ihren Hauptzügen bei Smith's Lehren stehen geblieben. Während allenthalben die Erfahrung erwiesen hat, daß man nur mit dem größten Nachtheile die heimische Production der unbefchränkten Concurrrenz der Ausländer bloß stelle, lehrt man von Paris bis Petersburg, daß Geld gleich jeder andern Waare zu betrachten sei, und daß man sich selbst schade, wenn man, im Falle unserer Production der Absatz ins Ausland erschwert oder gar unmöglich gemacht werde, dasselbe Mittel ge-

gen die Ausländer in Anwendung bringe. Es scheint daher nothwendig zu sein, die Theorie auf ihrem eignen Gebiete anzugreifen, und ihre falschen Sätze — falls sie sich in der Erfahrung als solche ergeben — theoretisch zu widerlegen. Der Streit und Widerspruch zwischen Theorie und Praxis droht eine ewige Fortdauer, wenn dieses nicht geschieht; unglücklich viel hat die Wissenschaft schon dadurch in ihrem Ansehen und Einflusse verloren. Der Verfasser hat sich bemüht, die gedachte Aufgabe zu lösen. Seine Argumentation gegen Smith ist im Allgemeinen folgende.

Nach Smith ist Geld nur ein Werkzeug zum Unterrichte der Götter: »Wie jede andere Waare kommt es in größerer Menge in den Staat, wenn Bedarf und daher Nachfrage nach ihm vorhanden ist.« »Es kann eben so überflüssig werden wie eiserne Pfannen und Köpfe, und verdient nicht mehr Aufmerksamkeit der Re-

gierung als die übrigen Gegenstände des Verkehrs.« »Wenn man daher ausländische Erzeugnisse verbietet, so handelt man eben so thöricht, als wenn man dem fremden Gelde den Eingang in den Staat versagt.« »Man legt dem Handel mit dem Auslande Hindernisse in den Weg, welcher zwei Vortheile zu gleicher Zeit gewährt, einen dadurch, daß er nützliche Erzeugnisse ins Land bringt und den andern, daß er überflüssigen Dingen einen Werth giebt, die sie ohne ihn nicht gehabt haben würden.« »Was kann daher schädlicher sein, als ein so nützlich Gewerbe zu stören oder zu beschränken?« »Es ist folglich thöricht, Prohibitivanstalten einzuführen oder bestehen zu lassen.« »Allerdings ist es ein glücklicher Umstand, wenn ein Land Fabriken und Manufacturen besitzt und dadurch reich und blühend ist; allein diese sind eine Wirkung der natürlichen oder künstlichen Vorzüge des Landes oder seiner Einwohner.« »Allenthalben

richtet sich der Umfang der Industrie nach der Größe des im Lande befindlichen Kapitals, und der Privatmann findet leichter die vortheilhafteste Anwendung desselben als der Staat. »Ein Volk gleicht in seiner Wirthschaft einer Privathaushaltung.« »Keinem Familienvater fällt es ein, das zu Hause machen zu lassen, was er wohlfeiler außer seinem Hause verfertigen lassen kann, eben so wird es für ein Volk am vortheilhaftesten sein, daß es sein Kapital auf denjenigen Industriezweig verwendet, worin es Vorzüge hat, und das Uebrige mit dem Erzeugnisse seines Gewerbflusses einkauft«.

Der Verfasser zeigt in der vorliegenden Abhandlung, daß Geld weder an und für sich eine Waare ist, noch gleiche Folgen mit ihm auf den Verkehr und den Wohlstand eines Landes äußert, daß alles Geld nothwendig Stamm- oder werbendes Vermögen ist, und daß es sogar unter den

Waaren einen großen Unterschied selbst giebt, je nachdem sie als zinsendes oder als todttes Vermögen in den Staat kommen. Er beweist aus einer Stelle H. Smiths, daß der letztere diesen Unterschied anerkannt hat, und daß er daher mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem seine spätern Folgerungen das Gegentheil dieses Grundsatzes voraussetzen. Ferner zeigt er, daß Berthe für einzelne Staatsmitglieder vollkommen gleich, in ihren Folgen auf die Vermehrung des Gesamtvermögens des Staats von gänzlich verschiedenem Einflusse sind; woraus also hervorgeht, daß Smith's Ansicht, der Privatmann werde bei der Verfolgung seines eignen Vortheils auf eine solche Anwendung seines Kapitals geleitet, die auch für den gesammten Staat am erspriesslichsten sei, als irrig erscheint. Der Verfasser führt eine Stelle aus den Untersuchungen über die Ursachen u. des Nationalreichthums an, woraus erhellt, daß Smith, ohne sich dessen

bewußt zu werden, zur Anerkennung der von ihm so sehr bekämpften Lehre von der Handelsbilanz gezwungen gewesen sei. Später wird gezeigt, daß Smith das in einem Lande befindliche Kapital und folglich auch die Industrie desselben, weil sie sich nach dem erstern richtet, für eine unveränderliche Größe gehalten, daß er aber auch hierin geirrt habe; wie überhaupt die Schriftsteller der politischen Oekonomie darin fehlen, daß sie veränderliche Größen für constante oder unveränderliche ansehen. Daß die Industrie eine unbeständige Größe sei, beweist dem Verfasser sowohl das Beispiel aller Länder und Staaten, worin sie bald ihre Stätte angeschlossen, und bald wieder verschwunden ist, als die Betrachtung, daß Industrie nichts anders als mit Hervorbringung nützlicher Dinge beschäftigte Kräfte sind, daß in jedem Lande noch ein Ueberfluß an müßigen oder steril wirkenden Kräften ist, daß neue Kräfte erzeugt

werden können (Dampfmaschinen), daß mit Entziehung vieler, auf dem Land beschäftigter Hände, der Ertrag der Aecker häufig gar nicht, oft nur in sehr unbedeutendem Maße abnimmt. Endlich werden die vorhandenen Ansichten und Definitionen über den Reichthum einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und es wird dargethan, daß sämmtlichen staatswirthschaftlichen Schriftstellern die Relativität des Reichthums, die doch schon im gemeinen Leben häufig angedeutet wird, durchaus entgangen ist. In der Folge offenbart sich, daß diese Untersuchung keineswegs eine leere Speculation ist. Der Verfasser entwickelt nämlich daraus eine neue Theorie des Reichthums, vermöge welcher er im Stande ist, den Widerspruch zweier Systeme, wovon das eine in der Praxis, das andere in der Theorie den Sieg davon getragen hat, wissenschaftlich aufzulösen, indem er zeigt, wie bei dem einen nur die positive, bei dem andern dagegen bloß die

relative Seite des Reichthums aufgefaßt worden ist. — Uebrigens erkennt er die Verdienste A. Smiths um die politische Oekonomie an, hält ihn aber eher für einen großen Beobachter als einen umsichtigen Politiker, da es nur zu oft klar wird, daß ihm aller Sinn zur Beurtheilung politischer Verhältnisse gemangelt habe. Demnach sieht er nicht ein, wie man nicht die äußere Seite des Smith'schen Systems oder die polemische, wie sie Banilh in seinen Systemen nennt, aufgeben, und die innere oder dogmatische — fast nur Beobachtungen — zur Begründung eines vollständigen Systems der Staatswirthschaft benutzen könne.

Es ist zu bedauern und als ein wesentliches Stück menschlicher Unvollkommenheit zu betrachten, daß, so wie in der leblosen Natur zufällige Ursachen, die man nicht kennt, und deren Wirkungen man darum nicht begegnen kann, plöz-

liche Veränderungen und Katastrophen veranlassen, ähnliche Erscheinungen in der Sphäre der Wissenschaften vorkommen. Smith's Ansichten verbreiteten sich über Deutschland und fast alle Länder des gebildeten Europa's wie ein reisender Strom; mancher umfaßte die neuen kosmopolitischen Ideen mit Enthusiasmus und vertheidigte sie mit Wärme, dem es früher nie eingefallen war, sich um Einsichten in die politische Oekonomie zu bemühen. Er schlug die Gegner mit den Waffen, die ihm der Meister in die Hand gegeben hatte, und widerlegte Systeme und Schriftsteller, die er nie — studiert, nie gelesen hatte. Smith hatte für alle gelesen, für alle gedacht! Die Unfehlbarkeit seines Systems aber hätte schon anfangs bezweifelt werden müssen, da man bei dem Beifall, den dasselbe fand, sich doch nicht bewegen fühlen konnte, dasselbe zu seinem eignen Besten, wie der Gründer es verhieß, gegen benachbarte Staaten in Anwendung zu bringen.

Daß die Schöpfung einer bewegten Zeit und
berauschter Zeitgenossen ist, hält die Prüfung
eines nüchternen Zeitalters selten aus; viele
Stimmen haben sich ganz neulich wider Smith
erhoben; sein System wurde in öffentlichen Blät-
tern eine Utopia, seine Ansichten wurden Träu-
mereien gescholten. Dieses Verwerfen seiner
Grundsätze ohne wissenschaftliche Begründung
scheint dem Verfasser eben so tadelnswürdig zu
sein, wie die nicht zu rechtfertigende Huldigung,
die denselben bis auf die neueste Zeit größtentheils
noch wiederfährt. Nur auf dem Wege der Unter-
suchung und Prüfung ist Wahrheit, nur in der
Wissenschaft ist Heil zu finden.

Schließlich bemerkt der Verfasser, daß ihm
nichts so angenehm sein werde, als die gerechte
und strenge Kritik eines sachkundigen unbefange-
nen Mannes. Will aber jemand mit den Gemein-
plätzen einer gewissen, von ihrem individuellen

Interesse geleiteten Partei z. B. »im Handel giebt man nicht, ohne zu empfangen« zu Felde ziehen, so wird er in der folgenden Abtheilung dieser Untersuchungen dem Recensenten den Paragraphen der vorliegenden Schrift citiren, worin er dergleichen Sätze ausführlich erörtern und die falschen daraus gezogenen Folgerungen widerlegt hat.

Bonn den 18. Juni 1829.

Der Verfasser.

§. 2.

Alle diese verschiedenen Beziehungen des Geldes lassen sich unter zwei Hauptcharaktere bringen. Geld erscheint im Allgemeinen entweder als Mittel oder als Zweck. Im ersten Falle tritt es gewöhnlich als Waare auf. Wer sich ein Pfund Brod kauft, will dadurch kein Geld, oder Vermögen gewinnen; er giebt sein Geld als Waare hin, um eine andere dadurch zu erhalten. Wer aber hundert Pfund Brod kauft, um es zehn Meilen von dem Orte des Einkaufs an eine Armee mit Gewinn abzusetzen, giebt auch, indem er das Brod kauft, eine Waare für eine Waare hin, aber er thut es nur, um die erstere vermehrt zurück zu empfangen d. h. er giebt Geld als Mittel hin, um es als Zweck wieder zu erhalten.

§. 3.

Wenn man nun sagen wollte; nein er giebt nicht das Geld hin, um es vermehrt wieder zu erhalten, sondern das Brod giebt er zuletzt hin, um dieses in größerem Maße zurück zu erhalten: so würde dieses nicht nur lächerlich sein, sondern durch die Wirklichkeit meistens widerlegt werden, in dem sich in der That fände, daß der Brodhändler

Seinen frühern Vorrath unvermehrt wieder eingekauft hätte.

§. 4.

Aber das Geld ist nicht Zweck, sagen die Schüler A. Smiths, sondern die Dinge sind es, welche man damit erkaufen kann. Da aber die sämtlichen Gegenstände, welche man sich mittelst des Geldes verschaffen kann, dem Besizer desselben nicht bekannt sind, wie können sie da Zweck für ihn seyn? Er kann zum Ankauf von Bedürfnis-Gegenständen genöthigt werden, von welchen er gegenwärtig noch keinen Begriff hat. Der Besitz des Geldes aber hat ihn in dem Preisumfange des letztern in einen solchen Zustand gesetzt, daß er wider alle künftige Noth und Verlegenheit geschützt ist. Ein solcher Zustand muß selbst Zweck sein; wir nennen den Grund desselben vorzugsweise Vermögen. 125

§. 5.

Alle im Verkehr einer Nation außer dem Gelde vorhandene, werthvolle Dinge machen freilich einen Theil ihres Gesamtvermögens aus, aber sie haben den Charakter des Vermögens bei weitem nicht in so ausgezeichnetem Maße wie Geld. Dieses letztere

vertritt alle Tauschwerthe von Gütern, ohne daß es nothwendig wäre, selbst einen realen Werth zu besitzen. Bei gleichen Tauschwerthen vermögen wir — denn daher ist der Begriff Vermögen gekommen — mit einer Summe Geldes bei weitem mehr als mit jedem andern sachlichen Gute. Indem wir nemlich mit dem ersten jede Absicht sogleich und unmittelbar verfolgen können und überall Dienstfertigkeit und bereite Aufnahme desselben finden, sind wir um den Absatz des letztern nicht selten in Verlegenheit und können, nur wenn dasselbe wieder — Geld geworden ist, eine Mannigfaltigkeit von Diensten und geschätzten Gegenständen damit erkaufen. Die Behauptung, daß Geld eine Waare sei, ist daher aus einer höchst einseitigen Auffassung seiner Functionen entsprungen. Es ist nicht anders, als ob man sagte, der Römische Kaiser Augustus sei Volkstribun gewesen, weil er die Gewalt eines solchen besessen.

§. 6.

Daß Geld eine Waare sei, ist auch, philosophisch betrachtet, vollkommen unrichtig; ein wesentliches Merkmal der Waare ist, daß sie einen realen Werth besitzt, d. h. daß sie zu der Befriedigung eines Bedürfnisses an und für sich geeigneter sei. Dieses ist

bei dem Gelde durchaus nicht nothwendig. Papiergeld hat keinen reellen Werth. Der Unterschied ist auch so fühlbar, daß alle Sprachen gebildeter Nationen nicht nur die beiden Gegenstände von einander unterscheiden, sondern auch dieselben Handlungen, die an ihnen wahrgenommen werden, verschieden bezeichnen. Gibt man einen Thaler für ein Kleid hin, so hat man es gekauft, gibt man aber ein Paar Schuhe dafür hin, so hat man getauscht. Hauptcharakter des Geldes ist ferner, daß man alle zum Verkaufe gebotene Dinge sogleich dafür erhalten kann, und zwar nach dem vollen Werthe seines Preises, während man bei den Waaren mehr oder weniger um den Absatz nach ihrem Tauschwerth verlegen ist. Dasjenige Subject — mag es ein Mensch, mag es ein Staat sein — welches Geld besitzt, ist immer im Vortheil gegen dasjenige, welches Waaren hat.

S. 7.

Wollte man Kauf und Tausch nicht unterscheiden, sondern beides für dasselbe halten, weil zu beiden Handlungen nur das Geben eines Werthes für den andern erforderlich sei, gleichviel, ob dieses ein reeller oder ein Tauschwerth sei, so würde man, wider den Sprachgebrauch sündigend, mit demselben

Rechte noch weiter gehen können und bestimmen, daß nur eine Person zu einem Kaufe erforderlich sei. Der Bauer, welcher seine Saat im Herbste der Erde anvertraut und im künftigen Sommer den zehnfachen Betrag sammt dem Eröh empfängt, hätte von der Erde gekauft. Er hätte mit Dünger, Arbeit, u. s. w. sein Getraide bezahlt.

§. 8.

Endlich könnte man noch weiter gehen und sagen, daß nur das Uebergehen eines Werthes oder so gar einer Größe überhaupt von einem Gegenstande auf den andern zur Bewirkung eines Kaufs nothwendig sei. Man würde endlich soweit kommen, daß man Kauf, Tausch, Veränderung, Werden, Entstehen für vollkommen gleiche Bezeichnungen ansähe.

Verschiedene Wirkung des Geldes und der Waare im Verkehr.

§. 9.

Das in einem Staat umlaufende Geld erscheint als allgemeines Umtriebsmittel sachlicher und anderer

Güter häufig, wie erwähnt, in der Eigenschaft der Waare. Daß es aber keine Waare sei, ist eben gezeigt worden. Man könnte nun vermuthen, daß es auf den Verkehr keinen andern Einfluß als die Waare selbst ausübe. Daß dem nicht so sei, erhellt aus Folgendem. Die in einem Volke umlaufende Geldmasse vertritt die sämmtlichen im Commerz dieses Volkes befindlichen Güter, ohne daß der Tauschwerth der erstern dem Werth der letztern gleich wäre. Nothwendig folgt also, daß mehrere und verschiedene Güter durch dasselbe Geld dargestellt oder vertreten werden müssen, und da das Geld in steter Bewegung ist, so muß es viele Größen nach ekuander darstellen. Es wird daher hier als Zinsen auftretend dort Kapital, hier Arbeitslohn dort Gewerbsgewinn sein; es wird, in manchfaltigen Gestalten erscheinend, einmal wenigstens werbendes Vermögen darstellen, während ein großer Theil der Waaren für immer nur todttes Vermögen oder Zinsen ist.

§. 10.

Ein vorzüglicher Zweck des Geldes ist aber nicht bloß Umsatz sachlicher sondern auch ideeller, zur Bele-

lung der Volkswirtschaft wirkender Güter. Die Arbeit z. B. wird durch dasselbe erkaufte, obgleich sie kein materielles Gut ist. Die Wirkung des Geldes zur Erfüllung seiner Bestimmung hängt

- 1) von der Menge, d. h. von der Preissumme derselben ab,
- 2) von der Geschwindigkeit des Umlaufs.

Die Wirksamkeit des Geldes sey = K

Die Menge des Geldes

$$= m$$

Seine Geschwindigkeit

$$= c; \text{ so ist}$$

$$K = m \cdot c, \text{ also}$$

$$c = \frac{K}{m} \text{ und}$$

$$m = \frac{K}{c}.$$

§. 11.

Die Geschwindigkeit des Umlaufs steht daher bei gleicher Wirksamkeit mit der Menge des Geldes im umgekehrten Verhältnisse. Jeder Umsatz kann aber als die Befriedigung eines Bedürfnisses oder ihre Beförderung angesehen werden. Drückt $m \cdot c$ die Zahl der täglichen

Umsatz oder Beförderungen volkswirtschaftlicher Zwecke aus, so wird die Zahl der Umsätze in einem Jahre = mit 365 seyn, worin fast alle volkswirtschaftliche Thätigkeit eines Staats enthalten ist.

§. 12.

Eine Waare kann aber ebenfalls mehrere Umsätze erleiden und nach Umständen veranlassen. Die rohe Wolle, welche einem Lande zugeführt wird, wird zuerst von dem Fabrikanten gekauft, dann von dem Spinner, drittens von dem Weber, viertens von dem Tuchsheerer, von dem Walkmüller, von dem Kleinbändler, endlich von dem Consumenten. Bleibt auch das Material Eigenthum eines und desselben Fabrikanten bei diesen verschiedenen Arbeiten, so muß er, seinen Unternehmungsgewinn abgerechnet, die dem Stoffe zugelegten Werthe in dem Arbeitslohn, in den Werkzeugen und Maschinen u. s. w. bezahlen. Es kann also die Sache so angesehen werden, als ob bei jeder Umwandlung des Stoffs ein Umsatz erfolgt sey. Je mehr Bearbeitungen daher ein Stoff zuläßt, bevor er zur Consumption gelangt, desto mehr Umsätze vermittelt er, und desto mehr trägt er zur Belebung der Volkswirtschaft bei. Es geht daraus hervor, daß

es unter den Waaren selbst einen großen Unterschied rücksichtlich ihres Einflusses auf den Verkehr gebe. Diejenigen Gegenstände, welche die meisten Umgestaltungen erfordern, sind rohe Producte. Folglich ist es bei gleichen Werthen für die Volkswirtschaft nützlicher, daß rohe als daß verarbeitete Erzeugnisse in den Staat gebracht werden.

§. 13.

Zur Bewerthung eines Umsatzes ist bei civilisirten Völkern nothwendig

- 1) das Angebot einer Waare oder eines werthvollen Gegenstandes überhaupt;
- 2) die Nachfrage darnach;
- 3) Geld als Kaufpreis.

Anm. Verwerthungen ohne Geld oder seine Surrogate bleiben ihrer Unbedeutendheit wegen unberücksichtigt.

§. 14.

Fehlt eine Waare im Verkehr, welche zwei Umsätze vermittelt, so unterbleiben durch sie zwei voll-

wirthschaftliche Thätigkeiten, fehlt eine von drei Um-
 sätzen, so bleiben drei volkwirthschaftliche Thätigkei-
 ten aus u. s. w. Bei dem Ausfalle einer glei-
 chen Anzahl von Waaren aus dem Verkehre
 ist daher unter gleichen Umständen das
 Fehlen derselben in demselben Grade nach-
 theilig, als es Waaren von mehrfachen
 Umsätze sind.

§. 15.

Es ist aber, damit eine Waare mehrere Umsätze
 vermittele, nicht nothwendig, daß sie dabei erhalten
 werde. Sie kann auch zerstört oder consumirt wer-
 den, wenn nur ihr Werth erhalten wird und derselbe
 einen Umsatz herbeiführt. Das Getreide, welches eine
 manufakturreiche Gegend erhält, wird consumirt, aber
 den consumirten Werth und meistens einen neuen
 erstatten die Arbeiter. Der Werth wird so lange er-
 halten, bis er da zerstört wird, wo er nicht wieder
 ersetzt wird. Wie wenig oder wie sehr eine Waare
 geeignet sey zu veranlassen, daß ihr Werth sogleich
 oder nach mehreren Umsätzen erst zerstört werde, ist
 im Allgemeinen nicht schwer zu erforschen.

§. 16.

Da zu einem Umsage unter civilisirten Völkern Geld nothwendig ist, (wenn sie letzteres überhaupt gebrauchen, und dasselbe die ihm in der Volkswirtschaft angewiesene Stelle behauptet) so würde bei einer stets sich gleich bleibenden Schnelligkeit des Umlaufs, die Anzahl der volkswirtschaftlichen Thätigkeiten nicht in gleichem sondern in einem beschleunigten Maße, nicht in gleichem arithmetischen sondern in geometrischem Verhältnisse mit der Verminderung seiner Menge abnehmen und dieses aus dem Grunde, weil dasselbe Geld stets mehr als einen, also mehrere Umsäge vermittelt.

Num. Man ist nicht darüber einig, den wievielten Theil des Einkommens eines Volkes das in demselben umlaufende Geld durchschnittlich betrage; aber man ist allgemein darüber einverstanden, daß es ein unbeträchtlicher sey. Z. B. $1/5$, $1/10$ bis $1/20$.

§. 17.

Dagegen würde das Ausfallen aller Waaren von einem Umsage aus dem Verkehr in demselben arithmetischen Verhältnisse mit ihrer ab-

nehmenden Menge die volkswirtschaftlichen Thätigkeiten vermindern. Hieraus ergiebt sich schon ein großer Unterschied zwischen dem Einfluß der Waaren und jenem des Geldes auf die Volkswirtschaft, da es möglich ist, daß erstere ^u nicht in gleichem Maße oder nur in arithmetischem Verhältnisse mit ihrer schwindenden Menge die volkswirtschaftlichen Thätigkeiten durch ihre Abwesenheit vermindern, letzteres aber nothwendig durch seine Abnahme die Summe der Umsätze, also das Getriebe der Volkswirtschaft in beschleunigtem oder in geometrischem Verhältnisse schmälert.

S. 18.

Der Grundsatz, daß durch die Abnahme der Waaren die volkswirtschaftliche Thätigkeit in weit geringerem Maße gelähmt werde, als durch das Abnehmen des Geldes v. gl. Werthe, wird noch einleuchtender, wenn man erwägt, daß die Waaren jeder Zahl von Umsätzen, wenigstens in einem ganzen Wirthschaftsjahre zur Consumtion gelangen. ² Ebenso werden alle in einem Wirthschaftsjahre produzierten Werthe consumirt mit Ausnahme derjenigen, welche das Ersparniß der Nation ausmachen.

§. 19.

Da aber die Erfahrung lehret, daß eine Nation hinsichtlich ihres Vermögens eben sowohl im Rück- gange sein, als Fortschritte darin machen könne, so kann man, wenn im Allgemeinen von einer Nation die Rede ist, sehen, daß sie weder Fortschritte noch Rückschritte mache.

§. 20.

Man kann daher im Allgemeinen annehmen, daß nicht nur die in einem Wirthschaftsjahre producirten Waaren sondern auch die darin producirten Werthe sämmtlich zur Consumtion gelangen, und also dem Verkehr entzogen werden. Es ist aber in jedem Wirthschaftsjahre die Zahl der Umsätze

$$= m.c.$$

Rennt man die Zahl der Wirthschaftsjahre, nach welcher das Geld erst consumirt wird, n ; so ist die Zahl aller durch das Geld vermittelten Umsätze

$$= m.c.n.$$

§. 21.

Es ist bereits gesagt worden, daß das Geld in demselben Wirthschaftsjahre häufiger umgesetzt wer-

den müsse als die in demselben producirten Waaren und Werthe, indem es denselben nicht gleichkommt und sie doch ~~schonlich~~ ~~merkmalen~~ ~~wäre~~. Aber auch angenommen, daß die Zahl der in einem Staate umlaufenden Geldwerthe gleich jener der in einem Wirtschaftsjahre darin producirten Waarenwerthe = v wäre, und daß

$$v \cdot c = m \cdot c,$$

oder daß die Umsätze, im Verhältniß zu den umlaufenden Werthen auf beiden Seiten gleich wären, so würde die Menge sämtlicher Umsätze eines Waarenwerthes a

$$= \frac{m}{a} \cdot c.$$

sein; die Menge sämtlicher Umsätze des Geldwerthes würde aber sein

$$= \frac{m}{a} \cdot c \cdot n.$$

§. 22.

Da n eine sehr große Zahl bedeutet, so ist der Unterschied zwischen dem Einfluß, den das Geld und zwischen jenem, den die Waaren auf den Verkehr und die Volkswirtschaft ausüben, evident. Mindert sich nemlich die Zahl der Waaren um den Werth $a \cdot r$, so ist die Anzahl der schwindenden Umsätze

$$= \frac{m}{a \cdot r} \cdot c.$$

vermindert sich das Geld um denselben Werth $a \cdot r$, so ist die Anzahl der schwindenden Umsätze

$$= \frac{m}{a \cdot r} \cdot c \cdot n.$$

S. 23.

Das Vorsehende würde in der größten Allgemeinheit wahr sein, wenn nicht drei Umstände vorhanden wären, welche den angeführten Satz wieder einigermaßen beschränkten. Diese bestehen 1) in der ungleichen Geschwindigkeit des Geldumlaufes 2) in der Wandelbarkeit des Geldpreises 3) in der Anwendung anderer Umlaufsmittel. Diese drei Momente suchen den Schaden, welchen der Verlust oder die Abnahme des Geldes hervorbringt, wieder gut zu machen; sie suchen die Wunden, welche das Schwinden des Geldes dem Verkehre geschlagen hat, gleichsam zu heilen.

S. 24.

Von den erwähnten drei Potenzen ist jedoch die Geschwindigkeit des Geldumlaufes eine sehr beschränkte. Dieß ergibt sich schon daraus, daß sie nicht im

Stande ist, bei einem beträchtlichen Verluste des Geldes, allein die vorhandene Zahl der Umsätze zu erhalten, sondern daß hierzu die Erhöhung des Geldpreises, als das zweite zur Erhaltung einer gleichen Zahl von Umsätzen wirkende Moment, nothwendig wird, woraus die Unzulänglichkeit derselben schon erhellt. Von dieser überzeugt man sich noch mehr, wenn man erwägt, daß der Geldumlauf in der zahlreichsten Klasse des Volkes, in jener der Landleute und Tagelöhner, der Natur der Sache nach, nicht wohl beschleunigt werden kann. Der für Lohn Arbeitende beginnt am Morgen seine Arbeit, läßt von den Seinigen seine und seiner Familie Bedürfnisse einkaufen, consumirt die letztern und empfängt am Abende oder am Ende der Woche seinen Taglohn. Beinahe eben so verhält es sich mit den Landleuten, nur daß sie durch den Verkauf ihrer Erzeugnisse sich jenen Lohn selbst geben. Eine Beschleunigung des Geldumlaufes ist hier kaum denkbar. Sie wird sich daher vorzüglich nur auf größere, im Verhältniß zum ganzen Umfange des wirthschaftlichen Verkehrs der Zahl nach unbedeutende Handelsgeschäfte erstrecken.

r u

§. 25.

Die Erhöhung des Geldpreises, als der zweite

Umlauf, welcher eintritt, um den Verkehr für den Verlust des Geldes schadlos zu halten, ist mit höchst nachtheiligen Folgen für die Volkswirtschaft verbunden. Sie ist nämlich meistens die Folge einer Stockung der Umsatzthätigkeiten. Soll jemand eine Waare wohlfeiler verkaufen, so wird er sich erst dann dazu entschließen, wenn er nach längerem Angebot den frühern Preis nicht mehr dafür erhalten kann. Ein anhaltendes Schwinden des Geldes, welches den Preis desselben erhöht, wird daher von einem immerwährenden Stocken des Handels und von einem steten Rückgange der Nation begleitet sein, bis sie in Armut und Elend versunken, kein Geld mehr verlieren kann.

§. 26.

Als das dritte Moment, welches zur Beseitigung der Nachtheile angewandt wird, die aus dem Mangel des Geldes entstehen, sind die übrigen Umlaufsmittel in Erwägung zu ziehen. Es sind Bankzettel, Wechsel, Papiergeld u. dgl. Da aber das Papiergeld nur einen gewissen, nicht beträchtlichen Theil von der Menge des Metallgeldes ausmachen kann, wenn das erstere bei seinem Preise erhalten werden soll, die Bankzettel und ähnliche Anweisungen aber nach ächten

staatswirthschaftlichen Grundsätzen nur größere Entmen enthalten dürfen, so läßt sich hieraus erkennen, daß sie die allgemeine Gültigkeit unsers Grundsatzes nicht sehr schmälern können. Ueberdies sind sie mit so großen Nachtheilen für die Stärke der Nation nach außen verbunden, daß gerade dadurch einer der Hauptzwecke einer blühenden Volkswirthschaft, die Erhöhung der Staatsmacht, vereitelt wird.

§. 27.

Unter die Umsätze, welche das Geld veranlaßt, gehören auch die Umsätze immaterieller Güter, vorzüglich der Arbeit. Diese letztere aber ist die Mutter fast aller Production. Um einen Umsatz zu erwirken, ist das Zusammentreffen dreier Umstände nothwendig

- 1) Nachfrage eines Guts,
- 2) Angebot,
- 3) Geld.

Je häufiger diese drei Umstände sich vereinigen, desto häufiger sind die Umsätze. Die Nachfrage eines Guts ist die Folge eines Bedürfnisses und des Geldbesitzes, weil man weiß, daß man ohne dasselbe nichts erhält. Das Angebot einer Waare geschieht nur, wenn man darauf rechnet, daß es Leute gibt 1) welche

die angebotene Waare bedürfen, 2) und das zu ihrem Ankaufe nothwendige Geld besitzen.

§. 28.

Man sieht hieraus, daß zur Bewirkung des Vorhandenseins der zwei ersten Momente, die einen Umsatz bedingen, ebenfalls Geld erfordert wird. Da die Arbeit und folglich beinahe die ganze Production eines Landes selbst einen Theil der in demselben geschehenden Umsätze bildet, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß Geld in demselben Grade, als es zur Belebung des Verkehrs überhaupt wirksamer als die Waaren ist, auch die Production mehr befördert.

Das nachhaltige Vorhandensein einer großen Menge von Gütern in einem Staate wird bedingt durch eine große Production, diese aber wieder vorzugsweise durch die Anwesenheit des Geldes; sie wird mehr durch Geld als vorhandene Waaren befördert. Folglich ist Geld nicht nur an und für sich keine Waare, sondern äußert auch einen von dem Einflusse der Waaren gänzlich verschiedenen Erfolg auf den Volkswohlstand.

§. 29.

Die Speculation hat vielleicht nie einen wichtigeren Irrthum begangen, als indem sie Geld für eine Waare ausgab, und auf diese Hypothese die wichtigsten Lehren der politischen Oekonomie gründete, ja den größten Theil eines staatswirthschaftlichen Systems darüber aufführte. Geld sollte mit Waare dasselbe sein und doch von allen Menschen beinahe auf jeder Stufe der Kultur als etwas Eigenthümliches, als etwas von dem letztern Gegenstande gänzlich Verschiedenes bezeichnet werden? Denn ob Geld in Gold und Silber oder Papier, wie bei fast allen gesitteten Nationen, ob es in Salz wie in Abyssinien, ob es in Tabak wie in einem Theile von Amerika, ob in Vieh wie bei den Tartarn, ob es endlich in Eisenstangen wie auf der Küste von Afrika bestehe, begründet in der Sache keinen Unterschied.

Anm. Der Begriff Münze ist mit dem des Geldes nicht identisch, aber er ist in des letztern Begriffes Sphäre enthalten.

§. 30.

Ließe sich auch nachweisen, daß Geld ursprünglich nichts als Waare gewesen sei, so muß es doch, sobald

sein Einfluß und seine Eigenschaften überhaupt einen von der Waare verschiedenen Charakter im Verkehr annehmen, als ein neues volkwirthschaftliches Element erkannt und behandelt werden. Nicht was Objecte früher an und für sich waren, sondern was sie ihrer Bestimmung zufolge verwendet hervorbringen, kann in einer Wissenschaft berücksichtigt werden, deren Resultate zu reinpraktischen Vorschriften oder Maximen führen sollen.

§. 31.

Es wird niemanden im gemeinen Leben einfallen, Geld für eine Waare zu halten. Daß Geld als Waare gebraucht werden könne, ist nur eine Eigenschaft desselben, aber eben diese Eigenschaft benutzt man nur, um — Geld zu erhalten. Das Streben aller vernünftiger Menschen ist nicht auf Genüsse oder Waarenconsumtion gerichtet, sondern auf eine nachhaltige Verbesserung ihres Zustandes, auf die Sicherstellung gegen künftige Noth und Verlegenheit. Das Mittel dazu ist Vermögen. In der Waare erhalten wie ein Genusmittel, in dem Gelde Vermögen.

§. 32.

Der Kaufmann, welcher eine Quantität Waaren für einen sehr billigen Preis angekauft hat, ist doch nicht

cher sicher, seinem Ziele, Vermehrung seines Vermögens, also Verbesserung seiner Umstände, näher gerückt zu sein, als bis er seine Waaren zu einem höhern Preis losgeschlagen hat. Die große Triebfeder des Menschengeschlechts ist nicht das Streben nach Genuß selbst, sondern das Streben nach den Mitteln zu genießen. Geld gewährt das Vermögen zu genießen, zum Verbrauch gekaufte Waaren sind so gut wie Genuß selbst. Es gibt nur eine gewisse Klasse von Menschen, bei welchen die Genußsucht vorherrscht und zwar so, daß die Rücksicht für die nachhaltige oder andauernde Verbesserung ihres Zustandes außer Augen gesetzt wird *). Aber auch bei dieser findet sie nur von

*) A. Smith Untersuchungen über die Natur u. die Ursachen des Nationalreichthums (2te Aufl.) 2ter Band Breslau u. Leipzig 1799 Seite 122.

Was die Verschwendung insbesondere betrifft: so liegt der Grund, woraus sie entsteht in der Begierde nach gegenwärtigem Genuße — einer Begierde, die zuweilen sehr heftig und schwer zu beherrschen seyn kann; aber gewöhnlicher Weise nur gelegentlich entsteht, und eine kurze Zeit dauert. Das Princip hingegen, welches uns antreibt zu sparen ist die Begierde, unsern Zustand dauerhaft zu verbessern, eine Begierde, die zwar gemeiniglich ruhig und nicht leidenschaftlich ist, aber uns vom Mutterleibe bis in unser

und bis zu einem gewissen Alter statt. — Und was gewährt uns eine sicherere Ueberzeugung, daß wir Vermögen oder Mittel zu genießen haben, als der Besitz des Geldes? Waaren und alle andern Güter, sogar die Arbeit, welche Smith für einen unveränderlichen Maassstab hielt, wechseln mehr in ihrem Preise als Geld. Grundstücke selbst können nach einigen Jahren

Orat bewohnt. In dem Zwischenraume zwischen diesen beyden Zeitpunkten, giebt es vielleicht keinen Augenblick, wo der Mensch mit seinem Zustande so vollkommen und gänzlich zufrieden wäre, daß er nicht die mindeste Verbesserung irgend einer Art wünschte. Zu dieser Verbesserung ihres Zustandes wissen aber die meisten Menschen kein anderes Mittel als die Vermehrung ihres Vermögens. Wenigstens ist dieß das gemeinste, und was jedem zuerst einfällt. Aber sein Vermögen vermehrt man am sichersten, wenn man von dem, was man erwirbt, entweder regelmäßig und jährlich, oder bei außerordentlichen Gelegenheiten etwas gewisses bei Seite legt, und dieses Ersparte zusammenhäuft. Ob also wohl gleich der Trieb, woraus der Aufwand entsteht, fast alle Menschen zu gewissen Zeiten, und einige Menschen fast zu allen Zeiten beherrscht: so scheint doch bey Menschen, wenn man ihr Leben im Ganzen überseht, das Princip der Sparsamkeit das Uebergewicht — und zwar ein sehr großes Uebergewicht zu haben.

um die Hälfte ihres Preises gesunken sein, Geld kann es nur — nach dem gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge — in einem Jahrhunderte.

§. 33.

Vermögen ist der Etymologie des Wortes zufolge dasjenige, womit wir etwas über andere vermögen. Geld ist das bereitetste oder lebendige Vermögen, weil wir unmittelbar damit vermögen. Geld bildet, um mich eines mathematischen Ausdrucks zu bedienen — gleichsam das Differential des ganzen Volksvermögens. Es leiht die verschiedenen veränderlichen Größen her, um welche die Vermögen der einzelnen Individuen zu oder abnehmen, obgleich es auf der andern Seite wieder den Gesamtwertb aller Güter darstellen muß. Der Zuwachs oder die Abnahme des Vermögens geschieht in der Regel durch Geld oder durch Bezugnahme auf dasselbe. Was liegt daran, daß dieser Gegenstand, ursprünglich eine Waare, erst nach und nach die gegenwärtige Function erhalten hat? Gerade weil er Geld wurde, hörte er auf eine Waare zu sein. Die Araber haben in dem Wahne, daß Mahomets Schwärmereien Wahrheiten seien, große Länder erobert; ihr Enthusiasmus hat sie zu ungeheuren Thaten vermocht. Werden ihre Eroberungen darum unbedeu-

tender, daß Mahomet's Lehren Lügen sind? Sie waren für die Araber keine Lügen, und dieß genügt.

§. 34.

Wenn bis auf Franz Quesnay und A. Smith niemand daran gedacht hat, Geld für eine Waare zu halten, wenn jedermann in Bezug auf Geld anders gehandelt hat, als in Bezug auf Waaren, wenn es in dem Kalkül des menschlichen Lebens stets eine andere Größe als die Waare dargestellt hat, kann es dann nicht gleichgültig sein, ob es auch seiner Entstehung nach, den besondern Namen und Vorzug, welchen es gegenwärtig erhalten hat, verdiene?

§. 35.

Von Dingen, die uns täglich umgeben, und von deren Einfluß wir mehr oder weniger abhängig sind, deren Wesen sich nur dadurch entwickelt, daß sie auf uns einwirken, wie es beim Gelde der Fall ist, kann man nicht annehmen, daß sie lange Zeit hindurch wesentlich verkannt werden. In dieser Hinsicht lassen sie sich auch nicht mit Gegenständen vergleichen, über deren Natur wir ohne viele vorausgegangene Versuche genaue Thatsachen zu sammeln

außer Stand gesetzt sind. Wenn Gay z. B. zum Beweise, daß die Lehre von der Handelsbilanz darum auch als Irrthum lange habe bestehen können, weil über die Bestandtheile des Wassers noch eine weit längere Zeit hindurch irrige Vorstellungen verbreitet gewesen seien, so muß man bedauern, daß diesem Schriftsteller die verschiedene Beziehung beider Objecte zu uns entgangen ist. Während wir bei dem erstern nämlich als mitwirkende Elemente erscheinen, und ohne Versuche die genauesten Beobachtungen anstellen können, hat uns die Natur bei dem letztern auf sinnliche Wahrnehmung beschränkt, und wir können ohne Versuche nur das an ihm erkennen, was uns durch die Eindrücke, die es auf unsere Sinne ausübt, dargeboten wird.

S. 36.

Geld hat in der gewöhnlichen Meinung der Menschen — dieß sei nur beiläufig hier gesagt, ohne Folgerungen daraus ziehen zu wollen — nicht nur den Werth des Vermögens, sondern, da es dasselbe in seiner höchsten Kraft darstellt, so gewinnt es eine unbeschränkte Gewalt über die Gemüther. Gewiß ist Geld seiner Bestimmung gemäß kein Äquivalent für

die Morakität, aber Philipp von Macedonien verließ sich schon darauf, daß jede Festung erobert werden könne, die ein goldbeladener Esel zu ersteigen vermöge. — Geld läßt sich in jede Waare verwandeln und in dieser Hinsicht stellt es uns ein Bild der menschlichen Kraft dar, die nur in einer gewissen Form thätig zu werden braucht, um eine Waare u. s. w. zu erzeugen.

§. 37.

Nunmehr scheint es uns angemessen zu seyn, die Ansichten und Behauptungen A. Smiths über die Natur des Geldes zu untersuchen, um später diesen Gegenstand zur Beurtheilung seines Systems benutzen zu können. Smith sagt *) »der Kaufmann findet es ungemein leichter, Waaren mit Geld, als Geld mit Waaren zu kaufen, nicht weil das Wesen des Reichthums mehr im Gelde, als in Waaren besteht, sondern weil Geld das bekannte und eingeführte Werkzeug des Handels ist, gegen welches jede Sache bequem eingetauscht werden, welches man aber nicht so leicht gegen jede andere Sache eintauschen kann.« Wir bemerken

*) Unterf. II. Bd. S. 274.

nicht nur, weil Geld das Werkzeug des Handels ist, nicht nur, weil wir leichter Waaren damit einkaufen, sondern weil wir mit dem Besitze des Geldes zu der Gewissheit unseres Vermögens gelangen, weil wir eine Menge anderer Wünsche damit erfüllen können; darum erscheinen die Vorzüge des Geldes so bedeutend.

§. 38.

Ferner: »Ueberdies sind die meisten Waaren mehr dem Verderben unterworfen, als das Geld; und der Kaufmann leidet einen weit größern Verlust, wenn er jene aufbewahrt.« Dieses scheint ein unbedeutender Vorzug des Geldes zu seyn, weil man anders die minder zerbrechlichen Waaren den verderblicheren immer vorziehen müßte. »Auch ist er oft, wenn er seine Waaren auf dem Lager hat, solchen Geldforderungen, die er nicht befriedigen kann, mehr ausgesetzt, als wenn er den Preis der Waaren in seiner Kasse hat.« Hier kommt eine weit vortrefflichere Eigenschaft des Geldes zur Sprache, nämlich die, daß es Vermögen in seiner ganzen Bedeutung ist, während Waaren im strengsten Sinn des Wortes kein Vermögen sind, sondern nur Vermögenswerth enthalten.

§. 39.

»Vor allen Dingen aber entsteht sein Gewinn un-
mittelbarer aus dem Verkaufen als aus dem Kaufen
und in allen diesen Rücksichten ist er weit mehr darum
bestimmt, seine Waaren gegen Geld, als sein Geld
gegen Waaren umzusetzen«, weil es, wenn er die
letzteren auch noch so wohlfeil eingekauft hat, doch
zweifelhaft ist, ob er sein Vermögen vermehrt habe.
»Aber wenn gleich ein einzelner Kaufmann bei dem
Ueberflusse von Waaren auf seinem Lager zu Grunde
gehen kann, weil er nicht im Stande ist, sie zur rech-
ter Zeit zu verkaufen: so ist doch eine Nation oder
ein ganzes Land einem solchen Unfalle nicht ausgesetzt.
Das ganze Kapital eines Kaufmanns besteht oft im
verderblichen, zum Ankauf von Geld bestimmten Waa-
ren. Hingegen kann der Theil der jährlichen Länderei
und Arbeitserzeugnisse eines Landes, der zum Erlau-
fen des Geldes und Silbers von den Nachbarn be-
stimmt ist, nur sehr klein sein. Der weit größere
Theil wird im Lande umgesetzt und verbraucht, und
selbst von dem Ueberflusse, der aus dem Lande geht,
ist oft das meiste bestimmt, andere ausländische Waa-
ren damit zu kaufen. Wenn also auch für die Waaren
die zum Ankauf von Geld und Silber bestimmt sind,

diese Metalle nicht zu haben seyn sollten, so geht deswegen die Nation nicht zu Grunde.« — Dieses beweist aber nichts für die Vorzüge der Waaren; wenn ein Kaufmann durch das Verderbniß der Waaren oder den Mangel an Absatz derselben zu Grunde geht, so wird nur das Vermögen dieses einen Individuums der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde gerichtet, er selbst aber behält seine sämtlichen persönlichen Rechte als Mitglied des Staats: geht aber eine Nation zu ruck, dann leiden nicht nur unzählig viele Mitglieder derselben, sondern sie selbst ist noch einem andern Uebel — welches der Privatmann gar nicht zu fürchten hat — ausgesetzt: nemlich von dem mächtigen Nachbar unterdrückt zu werden oder ihm wenigstens nicht den frühern Widerstand entgegen setzen zu können. Es wäre ein sehr beklagenswerther Zustand menschlicher Dinge, wenn die Nationen so leicht und oft zu Grunde gingen, wie Privatleute.

§. 40.

A. Smith sagt ferner: »die Nation kann dabei etwas verlieren; sie kann in Verlegenheit kommen und Hilfsmittel ergreifen müssen, die Stelle des Geldes zu ersetzen.« — Das kann auch der Privatmann, nämlich durch seinen Credit; die Hilfsmittel, welche

eine Nation ergreifen wird, sind Anleihen oder Papiergeld, und diese Mittel sind nichts weiter, als eine Benützung des National-Credits; der Kaufmann, der ein großes Waarenlager hat, kann für sich ebenfalls diese Mittel durch Benützung seines Credits geltend machen, sein Papiergeld ist der von ihm ausgestellte Wechsel; sein Credit ist nicht so groß, aber sein Geldbedürfniß ist ebenfalls nicht so groß, wie das einer Nation. — »Aber das jährliche Erzeugniß ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner bleibt ganz oder beinahe dasselbe, weil zu Erhaltung desselben noch ebensoviel oder beinahe so viel verbrauchbares Kapital angewendet wird.« — Das zur Production verwandte Kapital des Landes richtet sich größtentheils nach dem Absatze der Produkte; werden die letztern in geringerem Maße begehrt, dann muß die Production abnehmen oder das Produciren selbst ist mit Schaden verbunden.

§. 41.

Es ist daher völlig unrichtig, was Smith zu glauben scheint, daß nämlich bei dem im Auslande verminderten Absatze von Waaren, im Inlande bei sonst unveränderten Verhältnissen noch eben so viele Kapitalen productiv beschäftigt bleiben.

§. 42.

»Obgleich Waaren nicht so geschwind Geld verschaffen, als Geld Waaren; so schaffen sie es dennoch auf die Länge gewisser als Geld Waaren verschafft.« Aber sind nicht die Waaren die Kinder der beschäftigten Geldkapitalien? Wenn man Geld auch nur als Werkzeug zum Umsatz der Bedürfnisse anerkennt, so muß man gestehen, daß dieses Werkzeug doch immer nothwendigerweise da vorhanden sein muß, wo irgend ein großer Industriezweig — irgend eine ansehnliche Erzeugung von Waaren entstehen soll.

§. 43.

»Waaren können zu mancherlei andern Zwecken dienen, Geld zu keinem andern, als zum Waareneinkaufe.« Dieser Gedanke widerlegt sich durch die gewöhnlichen Lebenserfahrungen. Werden persönliche Dienste zum Beispiel nicht mit Geld erkaufte?

§. 44.

»Daher sucht das Geld die Waaren auf, aber die Waaren müssen nicht immer das Geld aufsuchen. Wer etwas kauft, will das Gekaufte nicht

immer wieder verkaufen, oft will er es verbrauchen oder verzehren; wer aber verkauft, hat immer die Absicht wieder zu kaufen. Jener hat oft sein Geschäft damit abgethan; dieser ist immer nur zur Hälfte fertig. Die Menschen lieben das Geld nicht um seiner selbst, sondern um der Dinge willen, die sie sich dadurch verschaffen können.« — Daß das Geld die Waaren auffuche, ist unrichtig; die Menschen suchen mit dem Gelde die Waaren auf, aber sie müßten sich zuerst Geld verschaffen und daher selbst oder andere für sie Waaren oder andere Dinge umsetzen, woraus hervorgeht, daß die Waare oder überhaupt die käufliche Arbeit zuerst das Geld aufgesucht habe. Waaren als Waaren müssen fast immer auf das Geld warten, aber Geld wartet selten auf die Waaren.

§. 45.

»Wer aber verkauft, hat immer wieder die Absicht zu kaufen.« — Auch dieses ist in sehr vielen Fällen unrichtig. Ein Kaufmann, der sein Waarenlager aufgibt, will keine Waaren mehr einkaufen — aber er hat doch welche nothwendig, wenn er leben will? Solche nur, die er auch früher zu eignem

Gebrauche bedurfte, als er seine Waaren verkaufte, um ihrer wieder einzukaufen; allein für das Geld das er erlöste, als er das letzte Waarenlager umschlug, will er keine Waaren mehr kaufen — er will es auf Zinsen ausleihen und vielleicht nur die letzteren für Waaren zu eigenem Gebrauche verwenden.

S. 46.

»Jener (der Kaufende) hat oft sein Geschäft damit abgethan; dieser (der Verkäufer) ist immer nur zur Hälfte fertig.« — Welcher Kaufmann ist aber fertig, der, welcher Waaren kaufte und erst mit dem Umsatz derselben zu dem beabsichtigten Gewinne gelangt oder jener, der diesen Profit durch den Absatz seiner Waaren schon gemacht hat? — »Die Menschen lieben das Geld nicht um seiner selbst, sondern um der Dinge willen, die sie sich dadurch verschaffen können.« — Aber weil man sich Dinge damit verschaffen kann, darum ist Geld ja Geld; man denkt übrigens nicht an diese Dinge, wenn vom Gelde die Rede ist. Auch kann jemand nach Geld streben, ohne sich dafür Dinge anschaffen zu wollen. — Der Leser wolle es verzeihen, wenn wir hier die Ansichten A. Smiths über das Geld in ihrer Länge und

Stoitz angeführt haben. Das Folgende ist die Grundlage eines der Hauptpfeiler seines Systems und wird mehr Anzusehendes für denselben gewähren.

§. 47.

»Verbrauchbare Waaren, sagt man — fährt Smith fort — werden bald vernichtet. Gold und Silber hingegen sind von dauerhafter Beschaffenheit und könnten, wenn sie nicht immer aus dem Lande gingen, von einem Jahrhundert zum andern aufgehäuft werden und den wahren Reichthum des Landes zum Erstaunen vermehren; daher sei für ein Land nichts so nachtheilig, als ein Handel, bei welchem so dauerhafte Waaren gegen so vergängliche hingegeben würden. Gleichwohl halten wir den Handel, bei dem die englischen Metallwaaren gegen französische Weine vertauscht werden, nicht für nachtheilig, und doch sind die Metallwaaren von sehr dauerhafter Beschaffenheit, und könnten, wenn sie nicht immer aus dem Lande gingen, von einem Jahrhundert zum andern aufgehäuft werden, und den Vorrath von Töpfen und Pfannen im Lande zum Erstaunen vermehren. Man begreift leicht, daß die Anzahl solcher Geschirre in jedem Lande mit dem Gebrauche, den man davon

macht, im Verhältnisse steht, daß es thöricht sein würde, mehr Töpfe und Pfannen zu haben, als zum Kochen und Braten der Nahrungsmittel nöthig sind, und daß, wenn sich die Quantität der Nahrungsmittel vermehrt, die Anzahl dieser Geschirre in gleichem Maße leicht vermehrt werden könne, indem man sie entweder mit einem Theile der vermehrten Quantität Nahrungsmittel eintauschte oder so viel mehr Arbeiter, die sie verfertigten, damit unterstellte. Eben so leicht sollte man begreifen, daß in jedem Lande die Quantität Goldes und Silbers durch den Gebrauch, den man von diesen Metallen macht, eingeschränkt wird; daß dieser Gebrauch entweder darin besteht, daß man mit ihnen unter der Form von Gelde den Umlauf der Waaren betreibt, oder darin, daß man aus ihnen unter der Form von Thee- und Tafelgeschirr einen Theil seines Hausraths davon verfertigt, und daß der Geldvorrath sich nach dem Werthe der damit in Umlauf gesetzten Waaren, so wie die Quantität des Gold- und Silbergeschirres nach der Anzahl und dem Vermögen der Familien richtet, die sich diese Art des Aufwandes erlauben können. Man vermehre jenen Werth — und sogleich wird ein Theil der Waaren dahin gehen, woher Geld zu holen ist, um die zur Unterhaltung des Waaren-

mitlaufs nöthige Summe zu ersetzen; man vermehre die Zahl und das Vermögen dieser Familien — und ein Theil dieses Vermögens wird ohne Zweifel zum Ankaufe einer größern Quantität Gold- und Silbergeschirrs angewendet werden. Den Reichthum eines Landes durch Einführung und Zurückhaltung einer unnöthigen Menge Goldes und Silbers vermehren wollen, ist eben so ungereimt, als wenn man einer Familie dadurch eine bessere Tafel verschaffen wollte, daß man sie zwänge, eine unnöthige Menge Küchengeräth zu halten. So wie die Kosten dieses unnöthigen Geräthes die Menge oder die Güte der Nahrungsmittel vermindern, aber nicht vermehren würde, so müßte auch die Anschaffung einer unnöthigen Quantität Goldes und Silbers in jedem Lande eben so nothwendig den Reichthum, welcher dem Volke Lebensmittel, Kleidung, Wohnung, Unterhalt und Arbeit verschafft, vermindern. Man erwäge, daß Gold und Silber, sie mögen nun als Münze oder als Geschirr erscheinen, so gut als das Küchengeschirr Werkzeuge sind. Man vermehre nur die Veranlassungen zum Gebrauche dieser Metalle, man vermehre die verbrauchbaren Waaren, die damit in Umtrieb gesetzt, bearbeitet und verfertigt werden: und man wird unfehlbar zugleich die Quantität dieser Metalle vermehren.

Aber wenn man gefliffentlich diese Quantität vermehren wollte: so würde sich nicht nur ihr Gebrauch, sondern ihre Quantität selbst vermindern, weil diese nie größer seyn kann, als sie der Gebrauch nöthig macht. Sollte sich eine noch größere Menge darin aufhäufen, so ist ihr Transport so leicht, und der Verlust, wenn sie müßig und unbenutzt liegen, so groß, daß kein Gesetz ihre schleunige Ausfuhr verhindern könnte.»

§. 48.

A. Smith hat nirgendwo die Prämissen seines Systems so klar entwickelt, wie hier. Geld oder Gold und Silber ist ihm immer nur Werkzeug, immer nur Mittel — nie Zweck. Geld, meint Smith, sei als eine sehr dauerhafte Waare in demselben Grade, wie eiserne Pfannen und Töpfe, nützlich, und man thue Unrecht, dasselbe in einem größeren Maße in das Land ziehen zu wollen, als der Verkehr oder der Umsatz der Waaren erheische. So wäre es denn nicht möglich, daß ein Land reicher sein könne, als das andere, als nur dadurch, daß es mehr Ländereien, Häuser, verbrauchbare Güter aller Art besitze, und nur in demselben Maße — als es hierin den

benachbarten Ländern überlegen — würde es auch mehr Geld enthalten. Würde man von dem letztern mehr hereinziehen, als nothwendig ist zum Verkehre, so würde ein Theil desselben eben so unnütz und ungebraucht liegen bleiben, wie jene Löpfe und Pfannen.

§. 49.

Dieser Ansicht liegen zwei Irrthümer zu Grunde; erstens wird nemlich dabei vorausgesetzt, daß alles Geld einen unveränderlichen Preis behalte, wenn die Quantität desselben im Lande vermehrt wird, wovon die Erfahrung das Gegentheil lehrt. Möglich freilich ist es, daß der Preis des Geldes durch die Vermehrung desselben nicht falle, wenn nämlich die Nachfrage darnach in demselben Verhältnisse zunimmt, als die Menge desselben wächst; allein dieses ist der seltenere Fall, auch beweist er nichts zu Gunsten Ad. Smiths, denn grade auch hier wird kein Theil des in das Land gezogenen Geldes unnütz liegen bleiben. Gewöhnlich sinkt der Preis des Geldes durch eine über den Begehr vermehrte Menge: dann kauft man also dieselbe Quantität Waaren oder verkäuflicher Dinge überhaupt mit einer größern Quantität von

Geld *), und es scheint durch den Wachsthum des Geldes nichts gewonnen zu seyn. Obgleich kein Theil desselben, ungenützt, wie Smith glaubt, liegen bleibt, so ist durch die Vermehrung desselben allem Anschein nach dem Lande kein dankeswerther Dienst erwiesen worden: allein man täuscht sich, wenn man dieses glaubt. Es läßt sich nämlich von dem Zustande dieses Landes im Verhältnisse zu seinen Nachbarn grade das sagen, was Smith an einer andern Stelle seines

*) Rau sagt in dieser Beziehung treffend vom Gelde (Grundsätze d. pol. Oekonomie I. Bd. S. 204): »Es giebt kein anderes Beispiel eines Guts, dessen Quantität, sie sei so groß oder klein, immer zur Befriedigung des Bedürfnisses eben zureichend ist. In einem völlig abgeschiedenen Lande wäre es denkbar, daß man nur eine sehr kleine Menge Geldes besäße, ohne sich dabei übler zu befinden als da, wo eine große Fülle dieses Gegenstandes ist, die dann auch dessen Preis sehr niedrig stellt.« Dennoch müssen wir bemerken, daß der Mangel des Geldes (durch die Abnahme desselben) eben so fühlbar wird, wie die eines andern Guts — wenn der Geldvorrath in einem Lande abnimmt, so ist der Preis des Geldes immerfort im Steigen, allein dieses Steigen erfolgt doch nicht so regelmäßig, wie die unverminderte Nachfrage darnach solches notwendig macht: hier tritt sogen. Geldmangel ein. Rau scheint in den figg. SS. auch hiermit einverstanden zu sein.

Buch von dem Verhältnisse der mit Zünften versehenen Städte zu dem platten Lande behauptet. »Freilich, sagt er, wurde durch solche Anordnungen — die nemlich als eine Folge der Zunftprivilegien die Beschränkung der Waarenerzeugung zum Zwecke hatten — eine jede Klasse genöthigt, die Waaren, welche alle die übrigen lieferten, etwas theurer, als der natürliche Preis gewesen wäre, zu bezahlen: aber jede wurde auch dadurch in den Stand gesetzt, die Waare, welche sie zu Markte brachte, grade um so viel theurer zu verkaufen. Insofern war es also, wie man zu sagen pflegt, so breit wie lang gewesen, und in dem Verkehr der Klassen unter einander hatte keine weder verloren noch gewonnen. Aber in ihrem Verkehr mit dem offenen Lande gewannen sie sämmtlich; und diese letztere Art des Verkehrs ist es allein, durch welche jede Stadt aufrecht erhalten und bereichert wird.« Ein Land, in welchem das Geld einen niedrigeren Preis hat, als in den benachbarten Ländern, hat denselben Vortheil gegen diese letzteren, welche die mit Zunftprivilegien versehenen Städte gegen das offene Land erhielten. Eine Englische Familie, sagt man, die auf dem Festlande von Europa mit vielem Aufwande und mit aller Bequemlichkeit reist, spart dennoch, obgleich Reisen eine der theuersten Lebens-

arten ist, und eben diese Familie in London ziemlich einfach leben müßte, um nicht zu größern Ausgaben genöthigt zu sein.

§. 50.

Daß dieser Zustand des Volkes, dieses Verhältniß des Geldpreises eines Landes zu dem eines andern für dasselbe überhaupt vortheilhaft sei, und daß die Nachtheile, die scheinbar daraus folgen, unbedeutend oder gar nicht vorhanden sind, werde ich später zeigen.

§. 51.

Der zweite Irrthum, welcher der Ansicht Ab. Smith's über das Geld zu Grunde liegt, besteht erstlich in der Annahme, daß auf der einen Seite die Vermehrung der Geldkapitalien auf die Produktion des Landes keinen Einfluß ausübe, und zweitens in der Meinung, daß bei einem großen Anströmen des Geldes, dieses letztere — wenn es auch nicht zur Erschaffung inländischer Industrie angelegt wird — nothwendig unbenutzt liegen bleiben müsse. Kaum läßt es sich denken — und es widerstreitet jeder Erfahrung, — daß die Vermehrung der Geldkapitalien keinen

Einfluß auf die produktive Thätigkeit eines Volkes äußern sollte *). Es unterliegt keinem Zweifel, daß jedermann darauf bedacht sei, sein Vermögen zu vermehren; er wird daher entweder sein Geld in irgend einem Gewerbe anlegen, oder dasselbe ausleihen. Im ersten Falle verhindert er selbst, daß es müßig liege, in dem letztern Falle wird der es verhindern, dem dasselbe geliehen worden ist. H. Smith selbst sagt an einer andern Stelle, daß sich der Gewerbefleiß eines Landes nach dessen Kapitalien richte **). Wenn aber auch Geld in einem Lande aufgehäuft wird und dasselbe gewisser Ursachen halber im Lande nicht angelegt werden kann, so wird es darum doch nicht müßig liegen, sondern es wird alsdann unter vortheilhaften Bedingungen im Auslande ausgeliehen werden.

Die Holländer ziehen gegenwärtig 40 Millionen Gulden von den in's Ausland geliehenen Kapitalien; giebt es wohl einen schlagendern Beweis dafür, daß kein Kapital nothwendigerweise todt oder unbenutzt liegen müsse, so lange noch nicht — und wann wird dieses

*) Graf Veri sagt: das Geld, das unmerklich in einem Staate zunimmt, ist wie der Thau, der das ganze Pflanzenreich wiederherstellt und belebt.

**) Siehe Unterf. II. B. S. 297.

der Fall sein? — alle Arten der Industrie nicht nur im Inlande, sondern auch bei den Ausländern keiner Aufnahme von Kapitalien mehr fähig sind? Zugleich beweist aber auch dieses Beispiel von Holland, wie die durch Industrie und einen vortheilhaften Handel von einem Volke gewonnenen Schätze demselben noch lange nachher erhalten werden können.

Anm. Diese Thatsache war unserm Verfasser zum Theil wenigstens bekannt. Er sagt nämlich S. 160 Bd. I.: »Die großen Summen, welche die Holländer in den englischen und französischen Fonds haben (in den erstern sollen sie 40 Millionen Pf. St. betragen, welches ich aber für sehr übertrieben halte), die, welche sie an Privatpersonen in Ländern, wo der Zinsfuß höher, als in ihrem eigenen ist, verleihen, beweisen ohne Zweifel, daß sie sehr viele Kapitalien überflüssig haben, oder daß derselben mehr geworden sind, als sie mit Nutzen im Gewerbe und Handel ihres Landes anzulegen wissen u. s. w.

§. 52.

A. Smith fährt folgendermaßen fort: »um ein Land in den Stand zu setzen, daß es auswärtige

Kriege führe und in entlegenen Gegenden Flotten und Armeen unterhalte, ist es nicht allzeit nöthig, Gold und Silber anzuhäufen. Armeen und Flotten werden nicht mit Gold und Silber, sondern mit verbrauchbaren Waaren unterhalten. Eine Nation, die mit den jährlichen Erzeugnissen ihres einheimischen Gewerbefleißes, mit den jährlichen Erzeugnissen von ihren Ländereien und Arbeiten, und von ihrem verbrauchbaren Kapitale so viel gewinnt, daß sie diese zum Verbräuche bestimmten Güter in entfernten Gegenden erkaufen kann, kann auch daselbst Krieg führen.«

§. 53.

Es wird beinahe unbegreiflich, wie Smith die vorstehenden Worte niederschreiben konnte, ohne sich des Widerspruchs mit sich selbst in dem Folgenden bewußt zu werden. Eine Nation, die von ihrem verbrauchbaren Kapital jährlich so viel gewinnt, daß sie die verbrauchbaren Güter in entfernten Gegenden erkaufen kann — setzt dieses nicht voraus, daß eine Nation ihre Waaren an das Ausland absetzen müsse, um Geld zu erhalten, womit sie die Bedürfnisse ihrer Armeen bestreiten könne oder mit andern Worten, daß sie im Handel mit den Ausländern mehr Geld gewinnen

müße, während die letztern mehr Waaren erhalten? An Bergwerke und andere Gewinnungsarten edler Metalle hatte Smith nicht gedacht, wie aus der ganzen Stelle hervorgeht.

§. 54.

»Flotten und Armeen werden nicht mit Geld, sondern mit verbrauchbaren Waaren unterhalten.« Es ist nicht anders, als ob man sagte, nicht das Pulver, welches du in deine Flinte schüttest, sondern die Kugel, welche aus derselben fährt, tödtet. Der berühmte Feldherr Montecuculi sagt: um Krieg zu führen sind drei Dinge nothwendig, erstens Geld, zweitens wieder Geld, und drittens noch einmal Geld. Die Bedürfnisse, welche ein Krieg erheischt, sind so manigfaltig, und die augenblickliche Erfüllung derselben für die Entscheidung eines Feldzuges so wichtig, daß wenn wir auch alle übrigen dazu erforderlichen Mittel in großer Menge angehäuft haben, der Mangel des Geldes eher als jeder andere Umstand dennoch unsere schönsten Plane vereiteln kann *).

*) Die Italiener nannten den Kaiser Maximilian, der bei seinen Italienischen Feldzügen stets durch Geldmangel seine Unternehmungen gehemmt sah, spottweise Kaiser Weniggeld (Pochi-Denari).

§. 55.

Nicht durch die Sendung von feinen Tüchern, Waffen und Kriegsvorräthen, sondern durch seine großen Geldleistungen ist Englands Unterstützung im siebenjährigen Kriege für Preußen so wichtig geworden. Smith sucht in dem Folgenden zu beweisen, daß man die Kosten eines langwierigen Kriegs nicht wohl aus dem Fonds des umlaufenden Geldes oder mit dem Schatze des Landesherrn oder mit dem eingeschmolzenen Gold- und Silbergeschirr bestreiten könne, daß dieses vielmehr mit den vom Lande producirten Waaren gestochen müsse. Er gesteht, daß man die Bedürfnisse eines Heeres nicht mit den eignen Erzeugnissen des Landes unmittelbar bestreiten könne, sondern daß dieses nur mit jenen Producten möglich sei, die man für das aus dem Absage jener Waaren erlöbten Gelde erkaufte. Ja er giebt sogar zu, daß man in diesem Falle mehr Waaren aus- als einführen müsse.

Seine Worte (S. 284.) sind: »Ein Land, dessen Gewerbleiß viel von solchen Waaren, welche ins Ausland zu gehen pflegen, hervorbringt, kann viele Jahre lang einen kostbaren Krieg aushalten, ohne eben viel Gold und Silber herauszusenden,

oder auch nur viel herauszufendendes Gold und Silber zu besitzen. Freilich muß in diesem Falle ein beträchtlicher jährlicher Ueberfluß seiner Manufakturwaaren hinausgehen, ohne dem Lande selbst dagegen einen Ersatz zu geben.

S. 56.

Es läßt sich wieder kaum begreifen, wie Smith nicht einsehen konnte, daß er mit dieser Aeußerung das ganze Wesen der von ihm so sehr angefochtenen Handelsbilanz anerkenne. Ueberhaupt ist seine Ansicht von dem pecuniären Vermögen der Unterthanen eines Staats völlig unklar. Aus der angeführten Stelle geht hervor, daß er es für zwei ganz verschiedene Dinge hält, erstens wenn von einem Volke Geld im auswärtigen Handel gewonnen wird, dieses eine Zeitlang im Staate selbst umläuft oder in auswärtigen Fonds angelegt, dann aber wieder zurückgezogen und zur Führung eines Krieges ins Ausland gesandt wird, und zweitens, wenn ein Volk Waaren aus seinem Gebiete sendet, dafür statt anderer Waaren Geld erhält, und letzteres, weil es nicht im Inlande, sondern im Auslande empfangen wird, nicht in seine Grenzen zieht, sondern dasselbe sogleich zur Bestreitung der Kriegskosten im Auslande selbst verwendet. Aber wer sollte nicht einsehen, daß beides ganz das

selbe ist, und daß das Kommen und Zurückgehen des Geldes keinen Unterschied mache?

§. 57.

Smith sagt ferner (S. 287.): »Die Herbeischaffung des Goldes und Silbers ist nicht der wichtigste, und noch viel weniger der einzige Vortheil, den eine Nation von ihrem auswärtigen Handel hat. Zwischen was für Handelsplätzen er getrieben werden mag, so gewährt er einem jeden zwei besondere Vortheile. Er schafft den Ueberfluß an Länderei, und Arbeits-Producten, welcher im Lande keine Abnehmer findet, hinaus, und bringt dagegen etwas anderes, nach welchem Nachfrage geschieht, herein. Jenen überflüssigen Dingen giebt er dadurch einen Werth, daß er sie gegen etwas vertauscht, das irgend einem Mangel abhelfen und den Lebensgenuß der Menschen vermehren kann.« Es kommt aber sehr darauf an, wie in der Folge gezeigt werden wird, welcher Art die einem Lande vermittlest des Handels zugegangenen Güter beschaffen sind. Der Handel mit dem Auslande kann für unsern Staat eben so schädlich als nützlich werden, je nachdem er uns Werthe von dieser oder jener Gattung zuführt. Im Allgemeinen kann man dem auswärtigen Handel auch nicht den Vortheil der Herbeischaffung

edler Metalle zuschreiben, da er diesen Dienst nur demjenigen Lande leistet, welches die Bilanz auf seiner Seite hat.

§. 58.

Der Leser möge es verzeihen, wenn wir noch eine Stelle Smith's über das Geld anführen. Sie ist folgende (S. 293): »Einige der besten englischen Schriftsteller über den Handel gehen von der Bemerkung aus, daß der Reichthum eines Landes nicht nur in seinem Golde und Silber, sondern auch in seinen Ländereien, Häusern und verbrauchbaren Gütern aller Art bestehe. Gleichwohl scheinen im Verfolge des Raisonnements die Ländereien, Häuser und verbrauchbaren Güter ihrem Gedächtniß zu entschlüpfen, und die Schlusskraft ihrer Gründe setzt oft voraus, daß aller Reichthum in Gold und Silber bestehe und daß die Vermehrung dieser Metalle der Hauptgegenstand des Gewerbflusses und des Handels einer Nation sei.«

§. 59.

Smith hat keinen dieser Schriftsteller genannt; es ist aber zu vermuthen, daß sie richtigere Vorstellungen vom Reichthume haben, als er nach seiner paradoxen Meinung über die Eigenschaften des Geldes annehmen konnte. Zum Beweise diene die Aeußerung

eines Schriftstellers aus der Merkantilſchule. Der Baron von Bielfeld bemerkt Folgendes *): »Wenn wir; ſagt haben, daß man unter Wohlſtandsfülle (opulence) eine große Menge von Reichthum, der im Staate verbreitet iſt, verſtehe, ſo haben wir unter dieſem Ausdrucke keineswegs eine große über einen Staat verbreitete Menge von Gold und Silber, ſei es in Barren, ſei es in Münze, verſtanden. Viel von dieſem koſtbaren Metall findet man in Spanien, viele Dukatens ſieht man in Polen, wenig Gold und Silber circulirt in England und Frankreich, aber das beweist nicht, daß die erſtern Länder reich, die andern arm ſind. Im Gegentheil iſt in reichen und wohlhabenden Ländern Gold und Silber ein Handelsartikel geworden, welcher uns verläßt, zu uns kommt, in das Land und daraus geht, den man, ſo oft man kann, mit dem möglich größten Gewinn abſetzt.«

Anm. Bielfeld erkannte die Function des Geldes als Waare, aber er ſchloß nicht wie Smith daraus, daß es nur dieſe und keine andere habe.

Wenn Smith jene Schriftſteller beſchuldigt, daß ſie dem Gelde einen zu hohen Rang in ihren Unter-

*) Institutions politiques par M. le Baron de Bielfeld; à la Haye 1760. P. 161.

fuchungen angewiesen haben, so geschah dieß größtentheils dann, wann von dem ausländischen Handel die Rede war: hier mochten sie, wie später gezeigt werden wird, in ihren theoretischen Voraussetzungen oft in der Irre wandeln, sicher aber haben sie zweckmäßigere praktische Maßregeln zur Beförderung des Nationalwohlstandes angegeben, als ihr Ankläger.

S. 60.

Nachdem wir Smiths Ansichten über das Geld kennen gelernt haben, liegt uns ob, die Meinungen seiner Schüler über diesen Gegenstand zu untersuchen. Unter den Anhängern des Smith'schen Systems ist nicht leicht einer mit mehr Kunst der Darstellung und zugleich mit einer größern Strenge im Festhalten seiner Grundsätze da, wo dasselbe sich eigenthümlich vor den übrigen herausstellt, als Verfechter dieser Schule aufgetreten, wie der bekannte Schriftsteller Say. Man kann die Art, wie er das Industrie-System vertheidigt, ein Muster von Dialektik nennen.

S. 61.

Er sagt Folgendes *): »Die Unternehmer in den

*) Darstellung der Nationalökonomie, übersetzt von Mor-
kott, I. Band. S. 240.

verschiedenen Industriezweigen pflegen zu sagen, die Schwierigkeit liege nicht in der Produktion, sondern im Verkaufe, und man würde stets Waaren genug produciren, wenn sie leicht abzusetzen wären. Sobald der Verschluß ihrer Produkte langsam, mühselig und wenig vortheilhaft ist, sagen sie: »das Geld ist rar: das Ziel ihrer Wünsche ist eine lebhafte Consumtion, wodurch die Käufe vervielfacht und die Preise festgehalten werden. Fragt man sie aber nach den Umständen und der Ursache, die dem Verschluß ihrer Produkte günstig seyen, so bemerkt man, daß die Mehrzahl eitel verworrene Ideen von diesen Materien hegt, die Thatsachen schlecht beobachtet und noch schlechter erklärt, daß sie das Zweifelhafte für ausgemacht hält, das wünscht, was ihrem Interesse scheinbarrecht widerstreitet und bei der Staatsgewalt um einen Schutz buhlt, der fruchtbar an verderblichen Resultaten ist.«

Daß die Ansicht, die Schwierigkeit liege im Verkauf und nicht in der Produktion, gegründet sei, erhellt aus §. 27 und 28. Die Vermittelung des Geldes ist allenthalben bei einem Umsatze nothwendig; die Zunahme des Geldes vermehrt die Produktion, weil es die Umsätze, wovon sie ein Theil ist, vervielfältigt. Aber die Production vermehrt nicht das Geld.

Say fährt fort: »Um zuverlässigere und höchst folgenreiche Ansichten von den Ursachen zu gewinnen, die den Industrieprodukten Absatzwege eröffnen, müssen wir in der Zerlegung der bekanntesten und ausgemachtesten Thatsachen fortfahren, sie mit dem zusammenhalten, was wir auf demselben Wege bereits gelernt haben; und vielleicht werden wir neue, wichtige, zur Aufklärung der Wünsche des Gewerbsmanns dienliche und den Gang der (ihm so sehr gern begünstigenden) Regierungen sichernde Wahrheiten entdecken.«

»Der Mann, dessen Industrie beflissen ist, den Dingen Werth zu geben, indem er ihnen irgend eine Brauchbarkeit beibringt, kann nur da hoffen, daß dieser Werth werde geschätzt und bezahlt werden, wo andere Menschen die Mittel seiner Anschaffung besitzen. Worin bestehen diese Mittel? In anderen Werthen, anderen Produkten — den Früchten von deren Industrie, Kapitalen und Ländereien.«

Als ein Theil der Königl. Familie von Frankreich in den neunziger Jahren in Folge der Französischen Revolution aus ihrem Vaterlande geflüchtet war und zu Coblenz ihren Wohnsitz genommen hatte, wurde

in dieser Stadt und in der Umgegend alle gewerbliche Thätigkeit äußerst lebhaft, der Wohlstand der Bewohner nahm augenfällig zu, und die Lehern reden von jener Zeit als einer für sie äußerst nützlichen und glücklichen. Und was war es, das diese glücklichen Umstände veranlaßte? Was konnte es sein? Hatten die Geflüchteten andere Produkte, etwa Getreide, Wein oder andere Erzeugnisse mitgebracht? Nichts der Art, aber doch Werthe. Freilich aber Werthe, um deren Absatz man nie besorgt sein darf, so lange es Produkte und producirende Menschen giebt.

§. 63.

»Daraus geht hervor, was beim ersten Anblick ein Paradoxon scheint, daß lediglich die Production den Produkten ihre Absatzwege eröffnet.« Say giebt uns hier ein Mittel an die Hand, den Vertrieb unserer Waaren zu befördern; wir dürfen künftig nicht mehr darum verlegen sein, Abnahme zu finden: da die Production selbst unsern Producten den Absatzweg eröffnet, so müssen wir alles thun, damit die erstere nicht nur nicht vermindert, sondern immerfort erweitert werde, wir müssen immer darauf los produciren! Schade, daß dieses Mittel von übrigens erfahrenen Manufakturisten so wenig in Anwendung

gemacht wird; doch man dürfte zu jeder Zeit von ihnen erwarten, daß sie längst davon Gebrauch gemacht hätten, wenn Vernunft und Erfahrung es bestätigte.

§. 64.

Say beweist aber auch den Grundsatz, worauf sich das ebengedachte Mittel stützt — »denn ließe ein Kaufmann sich einfallen zu sagen: »Nicht andere Waaren will ich gegen die Meinigen austauschen, sondern Geld« — das dürfte ihm aber so lange einfallen zu sagen, als er Kaufmann ist —; so würde man ihm leicht beweisen, daß sein Käufer sich bloß mittelst der, von seiner Seite erschaffenen, Produkte zu Gelde verhelfen konnte. Da er seinen Hafer erst gegen Geld und dieses Geld gegen seine Leinwand vertauschte, so hat er in der That Hafer gegen Leinwand umgesetzt.« Aber wenn der mit Geld versehene Consument gefehlt hätte, würde dieser Absatz erfolgt sein? Beweist dieses nicht grade, daß in einem solchen Falle das Geld nicht rar, seine Anwesenheit aber nöthig war?

§. 65.

»Nach deiner eigenen Aussage forderst du Geld, dennoch hast du mit dem Gelde, das der Bauer dir

bezahlte, rohe Stoffe zum Betriebe deiner Wirkstoff-
fabriken oder Erzeugnisse für deinen Magen ange-
schafft. Also leuchtet dir ein, daß nicht Geld dein
oberstes Bedürfnis war und du im Grunde Pro-
dukte mit deinen Produkten erkaufst. Allein
bester Say (antwortet der Kaufmann) das Geld
hatte ich, als ich noch im Besitze meiner Waaren
war, nothwendig, denn was sollte ich mit den letz-
tern machen; nur mit bedeutendem Verlust hätte ich
sie gegen Lebensmittel und andere Bedürfnisse ver-
tauscht, ich selbst konnte sie auch nicht consumiren;
die Gattung der Waaren machte dieses unmöglich:
was blieb mir übrig, als mich zu bemühen, Geld
dafür zu erhalten. Das Geld war mir nothwendig,
denn kann man auch nur einen Tag ohne Geld oder
Credit sein? Nachdem ich es erhalten hatte, war
das Ziel meiner Wünsche für diesmal erreicht, die rohen
Waaren, welche ich hierauf eingekauft habe, waren mir
keineswegs nothwendig, ich habe sie nur in der Absicht,
den mit ihrem Verkaufe verbundenen Profit zu machen,
eingekauft; wüßte ich aber ein einträglicheres Ge-
schäft mit dem aus meinen Waaren erlösten Gelde
anzufangen, so würde ich keineswegs mehr jene rohen
Stoffe, die du für mein oberstes Bedürfnis hältst,
einkaufen. Aus dem Gelde selbst könnte ich, wenn

auch nicht einen so großen Gewinn ziehen, ohne es im Waarenhandel anzulegen. Ueberhaupt aber ist zu meiner Erhaltung weder das ausgelegte Kapital, noch die Waaren nothwendig, sondern der Gewinn, der mir aus dem Verkaufe der Waaren entsteht, weshalb ich denn auch auf nichts so sehr versessen bin, als zu verkaufen, oder Geld für meine Waaren zu erhalten.

S. 66.

Ferner sagt S. 134. der angeführte Schriftsteller:..

»Wenn man sagt, der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar ist, so nimmt man das Mittel für die Ursache: man begeht einen Irrthum, der daher rührt, daß fast alle Produkte zu Gelde gemacht werden, bevor man sie gegen andere Waaren eintauscht, und daher, daß eine Waare, die so oft vorkommt, dem Pöbel als die Waare aller Waaren erscheint, als das Ziel alles Verkehrs, dem sie doch nur als Vermittler dient« —

Dieser Ansicht von Say liegt, wie man sieht, der Irrthum zu Grunde, daß Geld nur eine Waare, ein Mittel zum Umsatze der Güter und nicht Zweck oder Vermögen sei. Wenn dem Pöbel das Geld als die Waare aller Waaren erscheint, so ist keine Sophisterei im Stande, dem Gelde im Verkehr,

worin der Mangel antritt — und dieser Verkehr ist ein sehr ausgedehnter — einen andern Charakter anzuweisen, kurz Geld ist dasjenige, wofür es gehalten wird. Wie kann man auch so thöricht sein, ihm eine andere Bedeutung zu geben, da es dadurch, daß es etwas gilt oder für etwas gehalten wird, seinen Werth erhält?

S. 67.

»Man sollte nicht sagen, der Verkehr geht nicht, weil das Geld rar ist, sondern weil die andern Produkte rar sind. Geld giebt es immer genug zum Behufe des Umlaufs und wechselseitigen Austausches der sonstigen Werthe, sobald diese Werthe wirklich existiren.« Darum also sollte der Handel stocken, weil nicht genug Waaren vorhanden seien? Aber er stockt nicht selten grade, weil die Produktion zu groß gewesen war. Wenn jemand einige Millionen Thaler unter das Volk bringen könnte, so würde man nicht nur die Stockung des Handels verschwinden, sondern auch alle produktive Thätigkeit erstaunlich vermehrt sehen. Ich übergehe die folgenden Aeußerungen Say's über die Natur des Geldes, die im Ganzen mit denen Ad. Smith's übereinstimmen und führe noch Folgendes von ihr zur nähern Untersuchung an.

§. 68.

»Es ist eine interessante Bemerkung, daß jedes Produkt vom Augenblick seiner Erzeugung an für den Betrag seines Werthes andern Produkten einen Absatzweg eröffnet. In der That, wenn der letzte Producent ein Produkt vollendet hat, so geht sein höchstes Streben nach dessen Verkauf, damit der Werth seines Produkts in seiner Hand nicht brach liege. Allein nicht minder eilt er, sich des Geldes, das sein Verkauf ihm einträgt, zu entledigen, damit der Werth des Geldes in seiner Hand eben so wenig müßig liege. Nun kann man aber seines Geldes nicht eher los werden, als indem man irgend ein Produkt zu erkaufen sucht. Folglich sieht man, daß die bloße Thatsache der Bildung eines Produkts, sogleich wie sie erfolgt ist, für andere Produkte einen Absatz herbeiführt.« Kaum läßt es sich begreifen, wie Say zu dem letzten Axiom gelangen konnte. Weil eine ebenverfertigte Waare auf den Laden gesetzt wird, darum soll eine andere verkauft, oder was dasselbe ist, so soll ihr ein Absatz verschafft werden!

Diesem Irrthume liegt wieder als Ursache die Verkennung der Eigenschaften des Geldes zu Grunde. Wenn man sich ebensoleicht mit Waaren Geld er-

kaufen könnte, als man sich mit Geld Waaren verschafft, so würde Say's eben ausgesprochene Ansicht einigermaßen wahr sein. Allerdings wird durch die Befertigung einer Waare ein Mittel erzeugt, wodurch andere Waaren mit der Dazwischenkunft des Geldes abgesetzt werden können, allein ob sie abgesetzt werden, hängt davon ab, daß sich ein Consument findet. Zwischen einem Absatzwege und dem Absatze selbst ist der Unterschied eben so groß wie zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit.

S. 69.

Ferner sagt Say in den folgenden §§, daß selbst die Nichtproduzenten nur mit Produkten kaufen können: »mit welchem Werthe, fragt er, könnte der Sold des Beamten bezahlt werden? Ohne Zweifel mit den Steuern der Unterthanen. Benutzt der Beamte dieß Geld zum Ankauf seiner Consumtionsbedürfnisse, so tritt er an die Stelle des produzierenden Unterthanen, welcher dadurch dessen, was er für sein Produkt erhalten hätte, beraubt ist.« Es ist hinsichtlich der gegenwärtigen Funktion des Geldes sehr gleichgültig, ob das Geld, welches der Beamte besitzt einmal durch den Produkten-

verkauf des Unterthanen erlöst worden ist; man könnte auch mit mehr Recht sagen, der Beamte erkaufe mit den Leistungen, die er dem Staat gewährt, seine Bedürfnisse. Wenn man in Say's Art fortfahren wollte, so müßte man sagen: nicht mit dem Getreide sondern mit dem Arbeitslohn meiner Knechte, mit dem Dünger, mit der Aussaat habe ich als Pächter die Verbindlichkeit gegen meinen Grundherrn abgetragen.

§. 70.

Aus den angeführten Sätzen folgert Say, daß: »je lebhafter die Produktion, desto leichter der Absatz.« Diese Folgerung fließt allerdings unstreitig aus dem Grundsatz, »daß die bloße Thatsache der Bildung eines Produkts, sogleich, wie sie erfolgt ist, für andere Produkte einen Absatz herbeiführt.« Da wir aber das Irrige dieser Ansicht dargethan oder wenigstens gezeigt zu haben glauben, so können wir uns hier enthalten, eine Behauptung zu widerlegen, die dem gesunden Menschenverstande und den Erfahrungen aller Zeiten widerstrebt; vorausgesetzt, daß der leichtere Absatz als Folge der lebhaftern Produktion betrachtet wird. Man darf nur ein beliebiges Beispiel aus dem Leben greifen und man wird die Unhaltbarkeit des erwähnten Grundsatzes sogleich

entdecken. Eine Fabrikstadt liefert bei einer mäßigen Anstrengung der Fabrikanten mancherlei Waaren; durch eine vermehrte Thätigkeit ist es denselben möglich $\frac{1}{3}$ ihrer Waaren mehr, als sie bei gewöhnlicher Arbeit erzeugen, hervorzubringen. Es fällt ihnen sämmtlich ohne Ausnahme ein, dieses Drittel in der That über ihre gewöhnliche Tagarbeit zu liefern: wird nun der Absatz ihrer Produkte im Mindesten befördert werden? Wie sollte man sich die Vermehrung desselben erklären können? Kein vernünftiger Mensch wird sich entschließen, daran zu glauben. So darf man also nur die Anwendung jenes Grundsatzes in einem besondern Falle zeigen, um die Unrichtigkeit desselben sogleich einsehen zu können. Dieß Beispiel beweist auch, daß Say's Behauptung dann noch unrichtig ist, wenn man den obigen Grundsatz so versteht, daß durch die Darstellung eines neuen Produkts der Absatz für ein anderes Produkt von einer andern Gattung entstehe.

§. 71.

Say's dritte Folgerung ist, »daß man der Production und Industrie der Inländer oder Landesleute nicht schadet, wenn man Waaren des Auslandes einkauft und einführt: denn man konnte den Aus-

länder bloß mit inländischen Produkten bezahlen, denen dieser Handel folglich einen Absatz verschafft hat. — Aber wird man sagen, der Einkauf der ausländischen Waaren geschah in Gelde — wäre dieses auch der Fall, so produziert ja unser Boden kein Geld; es mußte dieses Geld mit Produkten unserer Industrie erkaufte werden: folglich haben diese Einkäufe vom Ausland unserer vaterländischen Industrie gleich großen Absatz eröffnet, ob sie nun in Waaren oder im Gelde geschahen.

Wendet man diese Ansicht auf das gemeine Leben an, so darf ein Privatmann nie Anstand nehmen, Waaren einzukaufen oder, was beinahe dasselbe ist, Geld auszugeben, denn auch er kauft ja nur — freilich an der Stelle eines Produzenten — Waaren mit Waaren. Ueberhaupt dürfte niemand darum besorgt sein, durch zu viele Einkäufe sein Vermögen zu zerrütten. Das Geld, welches jemand besitzt, hat ja auch nur mit Produkten erkaufte werden können, denn er selbst produziert ja kein Geld!

S. 72.

Endlich folgert Say: »daß wer zur Consumption und Zerstückung der Industrie-Produkte aufmuntert, den Handel nicht begünstige.« Es kommt nach unserer

Ansicht hierbei immer auf die Mittel an, welche man zur Beförderung der Consumption anwendet. Stellt der Staat mehr Beamte an und vermehrt er die Gehälter derselben, so wird er die Consumption allerdings befördern, allein auf Kosten der Unterthanen, denn ebensoviel als durch den erweiterten Absatz ihrer Produkte gewonnen wird, müssen sie dem Staat an vermehrten Steuern wieder entrichten. Verlegt dagegen der Staat die Regierung eines Bezirks aus einer Stadt in die andere, so wird er in der letztern die Consumption vermehren, ohne daß derselben dafür ein Nachtheil zugefügt würde. Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß man denjenigen Ort, wohin eine Anstalt, welche die Gegenwart vieler Consumenten bedingt, von dem Staate verlegt wird, immer für begünstigt hält; freilich wird diese Meinung nach Say eine irrige Ansicht des Übels sein.

Wenn aber Say behauptet, daß aus derselben Ursache, weshalb ein neugeschaffenes Produkt ein neuer Absatz sei, auch folge, daß ein consumirtes oder zerstörtes Produkt ein gesperrter Absatz sei, so schließt er ganz folgerichtig, allein da der Vorderatz falsch ist, so muß der Schluß ebenfalls unsichtig sein.

§. 73.

Aus der folgenden Stelle wird man ersehen, daß Say bei den angeführten Grundsätzen mit sich selbst in Widerspruch geräth.

„Das Privatinteresse, sagt er *), deutet nichts mehr richtig an, sobald die verschiedenen Privatinteressen sich nicht wechselseitig aufwägen. Sobald ein Privatmann oder eine Klasse von Privatleuten sich mit dem Schwerte der Staatsgewalt waffnen kann, um eine Concurrnz von sich abzuwehren, so genießen sie eines Vorrehts auf Kosten der Staatsgesellschaft; sie können sich eines Profits versichern, der nicht völlig aus ihren geleisteten Productivdiensten entspringt, sondern der zum Theil eine wahre, zu ihrem Profit auf die Consumenten gelegte Steuer ist: eine Steuer, wovon sie fast immer der Regierung, die ihnen ihren rechtswidrigen Schutz verlieh, etwas abgeben müssen.“

§. 74.

Zufolge seiner frühern Ansicht, daß jedes neue Product einen Absatz für ein anderes Product erschaffe, hätte Say nicht annehmen dürfen, daß die

*) Seite 273.

Fabrikanten durch die Ausschließung ausländischer Producte einen Profit erhalten könnten; da nemlich die von den Ausländern eingeführten Producte nach seiner Meinung den Absatz für die Producte des Inlandes erweitern, so kann die Nachfrage nach den erstern durch die Einführung der letztern nicht nur nicht abnehmen, sondern muß sogar steigen, woraus unstreitig folgt, daß der mit ihrer Production verbundene Gewinn nicht geringer werden könne. Say hätte also sagen müssen, ihr wünscht, daß man gegen die ausländischen Waaren eine Sperre eintreten lasse; allein ihr wünscht etwas, was euch selbst zum Nachtheil gereicht, denn eben dadurch, wodurch ihr zu gewinnen hofft, müßt ihr verlieren!

Geld im Verkehr der Völker.

§. 75.

Say behauptet, daß der Werth des Geldes ein anderer unter Privatleuten, ein anderer im Verkehr der Völker sei. In dieser Beziehung sagt er Folgendes (Darstell. Seite 283.): »Mit dem gemünzten Metalle kann man sich die Dinge, deren man bedarf, durch einen einzigen Tausch statt

durch zwei verschaffen. Man braucht alsdann nicht, wie wenn man irgend eine sonstige Waare besitzt, seine Geldwaare zu verkaufen, um mit dem Erlöse einzukaufen, was man begehrt: sondern man kauft unmittelbar ein, wodurch das Geld nebst der Leichtigkeit, die es durch sein Zerlegen bietet, sich jedweden Werthe des Einkaufsobjects anzupassen, zu Umsätzen außerordentlich tauglich wird: es hat mithin jeden zum Consumenten, der irgend einen Absatz zu machen hat, das heißt jedermann: und dieß ist der Grund, warum bei den Umtauschungen jedermann lieber Geld als irgend eine andere Waare empfangen mag. — Allein dieser Vorzug des Geldes im Verkehr zwischen Privatleuten verschwindet im Verkehr zwischen Völkern. Im letztern Verkehre verliert das Geld und mehr noch das ungemünzte Metall den Vortheil, den seine Geldeigenschaft ihm in des Privatmanns Augen giebt: es tritt in die Reihe der übrigen Waaren zurück. Der Kaufmann, der vom Auslande Rückfrachten zu erwarten hat, erwägt nichts als den Gewinn, den er an diesen Rückfrachten machen kann, und betrachtet die edlen Metalle, die er daher beziehen könnte, bloß als eine Waare, deren er mit mehr oder weniger Gewinnst los werden wird: er scheut keine Waare darum, weil sie noch einen zweiten

Umtausch erheischen wird — er, dessen Gewerbe ja gerade im Umsatz der Waaren besteht, wosern diese nur profitabel sind.«

§. 76.

Man sieht nicht ein, worin der Unterschied des im einheimischen und im ausländischen Handel angelegten Geldes bestehe? Werden von dem Kaufmann eines großen Staats, der sein Kapital im inländischen Großhandel angelegt hat, nicht eben so leicht Rückfrachten genommen, wie von demjenigen, der sein Kapital im Verkehre mit dem Auslande beschäftigt? Ist es immer nothwendig, Rückfrachten zu nehmen, damit der Verkehr mit dem Auslande für ihn vortheilhaft sei? Derjenige, welcher sein Geld in Waaren verwandelt hat, entbehrt immer der Vortheile, die sein Besitz gewährt, mag er nun die Waare im Inlande oder im Auslande gekauft haben. Geld behält auch hier seinen eigenthümlichen Vorzug vor der Waare; ein Kaufmann, der sein Kapital im ausländischen Handel angelegt hat, wird es unter gleichen Umständen immer für ein glücklicheres Ereigniß halten, Waaren in demselben Maße vortheilhaft verkauft als eingekauft zu haben.

»Der Privatmann«, fährt Say fort, »zieht die Geldeinnahme der Waareneinnahme vor, weil er bei der den Werth des Empfangenen besser weiß; der Kaufmann aber, dem die Marktpreise der Waaren in allen Hauptstädten Europas bekannt sind, irrt sich nicht im Werthe dessen, was man ihm bezahlt, unter welcherlei Körpergestalt man diesen Werth ihm auch anbiete.« Aber sind dem inländischen Kaufmann nicht ebenfalls die Preise der Waaren, womit er handelt, bekannt? Und kennt der Privatmann nicht ebenfalls den Preis von Dingen, die er nothwendig hat? — »Ein Privatmann kann in die Lage kommen, sein Vermögen zu verwerthen, z. B. um ihm eine andere Richtung zu geben, es zu theilen u. s. w., eine Nation kommt nie in diesen Fall.« Allein findet nicht etwas ganz ähnliches statt, wenn eine Nation ihre Kapitalien von dem bisher gewöhnlichen Erwerbszweige abzieht, und dieselbe in einer neuen Industrieart anlegt? Man nehme an, daß vor der Entdeckung Amerikas 100,000 Menschen eines Landes mit der Förderung edler Metalle beschäftigt gewesen seien; bekanntlich gieng der Preis der letztern mit dem erwähnten Ereigniffe sehr tief herunter: die Kapitalien

listen, welche die 100,000 Arbeiter bisher in den Bergwerken beschäftigt hatten, konnten diesen Industriezweig ohne einen bedeutenden Verlust, der mit jedem Tage größer zu werden drohte, nicht mehr fortsetzen; dagegen fanden sie es äußerst vortheilh. Wollen- und Leinen-Manufacturen anzulegen; nach einem Decennium findet man, daß bereits zwei Drittheile der frühern Bergleute Woll- und Leinweber geworden sind. Die Nation hat freilich nicht ihr ganzes Vermögen verwerthet, allein einen ansehnlichen Theil ihrer Kapitalien. Es leuchtet aber nicht ein, wie durch die Voraussetzung, daß der Kaufmann sein Vermögen verwerthen, eine Nation dieses aber nicht könne, ein Unterschied in Beziehung auf Geld hervorgebracht werde.

§. 78.

Weiter sagt Say: »die Verwerthungen, welche in einem Lande erfolgen, geschehen mittelst der darin cursirenden Münzen und beschäftigen diese nur vorübergehend: die Münzen, welche diesen Dienst versehen haben, gehen bald weiter, um andere solche Dienste zu versehen oder andere Umtausche zu vermitteln. Man hat oben gesehen, daß der Geldüberfluß in

einem Lande nicht einmal nöthig ist, um die Verkäufe darin zu erleichtern, daß die, welche kaufen, bloß mit Producten kaufen, daß sie mit ihrem Antheil an den Producten, wozu sie mitgewirkt haben, das Geld einkaufen, welches ihnen demnächst zum Ankauf anderer Producte dient, und daß am Ende dieses Umtausches das Geld, welches dabei thätig war, lediglich zwischen ihren Händen durchlief, so wie ein Frachtwagen, dessen man sich zu einem Transporte bedient hat, und der dann weiter geht, um andern eben so zu dienen. Wird das Geld rarer, so erfolgen darüber nicht minder alle diese Umsätze des Landes: nur mit dem einzigen Unterschiede, daß man bei den Umtauschungen etwas weniger Geld anzuwenden braucht, weil es alsdann in Vergleichung mit den andern Waaren etwas mehr gilt: und dieß ist kein Nachtheil. Dithin kann man den Schluß ziehen, daß die Vortheile, welche der Privatmann dabei findet, vorzugsweise Geld statt Waaren einzunehmen, für die Nation im Ganzen verschwinden.«

Aus dieser Stelle leuchtet abermals hervor, daß ein falscher Grundsatz die Quelle für hundertfältigen Irrthum werden könne. Die Eigenschaft des Geldes, Mittel zu sein und in dieser als Waare aufzutreten, hat Say so sehr erfüllt, daß ihm alle andere Eigen-

schaften desselben entgangen sind. Der Hauptcharakter des Geldes, vollkommenstes Vermögen zu sein; ist ihm gänzlich unbekannt. Daß Geld dem Umlaufe entzogen und überall als zinsendes Vermögen angelegt werden könne, scheint er eben so wenig zu wissen oder wissen zu wollen, als daß dieß um so leichter geschehe, je größer die Masse des Geldes bei gleichen Bedürfnissen sei. Ihm ist Geld nur ein Frachtwagen, der Fremde und Güter bringt und andere dafür wieder abholt, nichts weiter, als die eisernen Löpfe und Pfannen des A. Smiths, die man bis zum Erstaunen vermehren kann, aber der Gesellschaft keinen Nutzen gewähren. Wir haben diese Ansicht bereits früher in der Argumentation gegen Smith widerlegt, und dürfen uns daher enthalten, hier ausführlicher davon zu sprechen. Gleichwohl werden wir noch zu folgenden Betrachtungen bei dieser Gelegenheit veranlaßt.

§. 79.

Die Seltenheit des Geldes in einem Staate ist für die Unterthanen desselben, an und für sich betrachtet, kein großes Uebel; man giebt nur eine geringere Quantität desselben für den nämlichen Gegenstand; allein erwägt man, daß die Macht des Staats

im Kriege wesentlich durch den Borrath oder die Anwesenheit des Geldes bedingt ist, so bleibt es nicht mehr gleichgültig, ob man mit den Steuern der Unterthanen — die sich nach dem Geldpreise des Landes richten — viel oder wenig in den benachbarten Staaten kaufen könne.

§. 80.

In dem Staate A sei der Preis des Geldes doppelt so hoch als im Staate B. Beide Staaten haben übrigens gleiches Areal und dieselbe Bevölkerung. Das positive Gesamtvermögen der Unterthanen in beiden Staaten sei ebenfalls gleich; auch werde ein gleicher Theil von den Zinsen dieses Vermögens an den Staat entrichtet. Alsdann wird der Staat B das Doppelte von dem, was der Staat A als Abgaben seiner Unterthanen empfängt, an Geld erhalten. Wenn beide Staaten in Krieg verwickelt werden, so hat der Staat A nur die Hälfte der pecuniären Hilfsmittel aus den Steuern seiner Unterthanen, welche dem Staate B zu Gebote stehen; man muß daher unter sonst gleichen Umständen annehmen, daß der erstere bei dem ersäunlichen Einflusse, den das Geld auf den Gang des Krieges ausübt, unterliegen müsse. Welche Ueberlegenheit der Staat B über den Staat A

besthe, erhellt aus folgender Betrachtung. Wenn der letztere ein Heer ausrüstet, welches in das Gebiet des erstern einfällt, so kann dasselbe nur ein Viertel der Bedürfnisse mit seinem Gelde (vorausgesetzt, daß in beiden Staaten derselbe Theil der Abgaben zur Unterhaltung der Soldaten bestimmt ist) kaufen, die es in seinem eigenen Lande zu erkaufen im Stande ist. Dagegen kann das Heer des Staats B in dem Staate A das Vierfache von dem kaufen, was es in seinem eigenen Lande für sein Geld zu erhalten vermag. Denn es besitzt nicht nur die doppelte Summe Geld, sondern die Lebensmittel sind auch im Staate A, der Voraussetzung zufolge, doppelt so wohlfeil, wie im Staate B. Folglich wird der Staat B im Staat A mit sechzehnmal größerer Leichtigkeit Krieg führen, als der Staat A im Gebiete des Staats B.

§. 81.

Es dürfte Verwunderung erwecken, wenn dieser Vortheil, der durch das Vorhandensein einer größern Geldmenge in einem Staate entsteht, nicht bereits früher bemerkt und erkannt worden wäre. Um so befremdender muß Say's Aeußerung erscheinen, daß für ein Hirngespinnst, die Handelsbilanz, wodurch

der erwähnte Vortheil erreicht wird, so viele Kriege geführt worden seien *). Eine frühere Bemerkung verdient hier wiederholt zu werden, daß nämlich die Verarmung einer Nation außer den Nachtheilen, die den Privatmann in diesem Zustande treffen, auch noch weit bedeutendere für sie entstehen. — Der Privatmann lebt unter der Herrschaft des Rechtsprincips; seine bürgerliche Freiheit geht ihm keineswegs durch den Verlust des Vermögens verloren. Die Unabhängigkeit eines Staats beruht dagegen auf seiner Macht: er besteht nach außen durch das Recht des Stärkern; eine Schwächung seiner Mittel erzeugt daher mit Recht größere Besorgnisse, als die Vermögensabnahme eines Privatmanns.

§. 82.

Ferner behauptet Say, daß die Einfuhr des Metallgeldes oder der Stoffe, woraus es gemacht

*) Say Darstell. S. 298. »Es wird eine Zeit kommen, wo man sehr erstaunt sein wird, daß man so viel Mühe aufbieten mußte, um die Albernheit eines Systems zu beweisen, das so eitel war, und doch so viele Kriege entflammt hat.«

würde, die Capitale eines Landes nicht stärker vermehre, als jede andere Waare. Wir suchen seine Behauptung zu widerlegen. Um zu zeigen, daß ein Land, dem eine ausländische Waare zugeführt worden, an Kapitalwerth nicht verloren habe, führt er das Beispiel eines Kaufmanns an, der mit Baumwolle handelt. Der Letztere hat hundert tausend Francs ins Ausland gesandt und den Werth dieser Summe in Baumwolle erstattet zurückerhalten. Say fragt, »ob jemand diese Summe Geldes verloren habe?« Soll dieses Beispiel etwas beweisen, so muß es sich auf alle Arten von Waaren anwenden lassen. Man nehme an, derselbe Kaufmann habe für eben so viel Geld gute Weine im Auslande gekauft. Nachdem dieselben einige Zeit hindurch in seinen Kellern gelegen, setzt er sie an 50 verschiedene Individuen ab, die sie — weil nur Reiche sich einen so theuren Genuß erlauben können — unmittelbar consumiren. Say hat nun früher behauptet, daß durch die Verzehrung eines unproductiven (todten) Kapitals die Kapitalmasse eines Landes nicht vermindert werde, woraus folgt, daß die letztere durch ein todtes Kapital auch nicht vermehrt werden könne; das Kapital, welches der Kaufmann in Weinen eingeführt hat, ist unproductiv angelegt worden. Hier-

und folgt, daß es nach Say *) kein Kapital mehr ist, allein es war, die Handelsrente des Kaufmanns abgerechnet, schon anfangs bei der Einführung, seiner Bestimmung zufolge, todt es Kapital. Daher ist nach Say die Kapitalmasse dadurch nicht vermehrt worden, und da derselbe gleichwohl in der angeführten Stelle die Vermehrung der Kapitalmasse durch

*) Say behauptet nemlich (S. 195 d. a. S.), daß durch die Begrabung oder Vernichtung von 1000 durch einen Bauer ersparten Thalern die Kapitalmasse einer Nation nicht vermindert werde. Nachdem er diese Ansicht ausgesprochen hat, sagt er Folgendes. »Zweitens nehmen wir an, sie — die 1000 ersparten Thaler — seien nicht vergraben worden, sondern der Bauer habe sie zur Veranstaltung eines glänzenden Festes vernüßt. Dieser Werth ist an einem Abend verzehrt worden; ein prächtiger Ball, eine reiche Tafel und ein Kunstfeuerwerk haben die Summe verschlungen. Dieser zerstörte Werth ist nicht im Staate geblieben; er macht ferner keinen Theil des Nationalreichthums mehr aus: denn die Personen, in deren Hände die 1000 Silberthaler übergangen, haben einen Gleichwerth in Fleisch, Weinen, Punsch, Pulver u. s. w. geliefert und von all diesem Werth ist nichts mehr übrig; allein die Kapitalmasse wurde durch diese Anwendung so wenig, als durch die vorige vermindert.

einen jeden Werth oder eine jede Waare, und also auch durch eingeführte Weine behauptet, so geräth er mit sich selbst in Widerspruch.

Wir knüpfen an diese Betrachtung die so wichtige Wahrheit: »daß in den Waaren sowohl todtes, als zinsendes Kapital, im Gelde aber immer verzinsliches oder werbendes Kapital ins Ausland gesandt werde.« (S. S. 9.)

§. 83.

Wenn daher die Geldmasse eines Landes durch den Handel mit einem auswärtigen Staate zusehends vermindert wird, dann erwarte man ja nicht, daß in dem Gelde kein werbendes Vermögen den Staat verlasse. Auch ergiebt sich aus dem Angeführten der große Unterschied der Waaren hinsichtlich ihres günstigen oder ungünstigen Einflusses auf die Vermehrung des Nationalvermögens. Wir erhalten z. B. in Rheinpreußen für 1000 Thlr. Pugwaaren von Paris; nach einem Jahr ist $\frac{2}{3}$ davon verkauft oder verbraucht worden, das noch übrige Drittel ist theils verdorben, theils außer Mode gekommen: offenbar ist mit den erwähnten Waaren ein todttes Kapital in den Staat gebracht worden, und

Sobald es seiner Bestimmung gemäß angewandt ward, schwand es aus dem Gesamtvermögen der Unterthanen, während das ins Ausland geflossene Geldkapital (für uns früher eben wohl ein zinsendes Kapital) die in demselben wirkenden productiven Kräfte unterhält und vermehrt.

§. 84.

Ungegründet ist daher nicht die alte Meinung, daß kraft einer günstigen Handelsbilanz — eines Handelsverhältnisses der Nation, wobei sie vom Auslande mehr Geld empfängt und mehr Waaren ausführt — die Masse der Capitale vermehrt werde, wenn aber mehr Geld ausfließe, diese Masse abnehme. Ueberhaupt steht man, wie Say's Theorie von den Werthen der Dinge; an und für sich größtentheils wahr, dennoch und vielleicht absichtlich nicht so weit ausgebildet ist, um die ganz verschiedenen Folgen dieser Werthe für das Gesamtvermögen der Nation zu bestimmen.

§. 85.

Ferner läßt sich eine Anwendung von diesem Satze machen auf die oft wiederholte Behauptung Say's, daß man nur Produkte mit Produkten kaufe. Diese Produkte sind entweder selbst Kapital, oder Theilen eines Kapitals; der Bauer, welcher sein Saat-

Lohn verkauft, um sich einen feinen Hut damit anzuschaffen, hat offenbar ein Kapital für Zinsen oder ein werbendes Kapital für ein todes hingegaben. So sehr es daher auch in die Augen zu springen scheint, daß in jedem Handel ein Werth nur für den andern hingegeben werde, so verschieden sind jedoch die Folgen, je nachdem wir diesen oder jenen Werth empfangen.

S. 86.

Endlich läßt sich hieraus auch erkennen, auf welche Weise durch einen Verkehr zweier Länder, beiden zu gleicher Zeit Vortheil erwachsen kann. Indem das tode Kapital des einen Volks durch den Austausch zu einem zinsenden Kapital des andern wird, vermehrt es das Vermögen des letztern, ohne durch sein Verschwinden das des eignen Landes zu schmälern. Dieses ist aber auch nur in dem angegebenen Falle so.

Das verschiedene Interesse der Regierung und einzelner Unterthanen.

S. 87.

Aus dem, was wir bereits über die verschiedenen Folgen gleicher Werthe auf das Volksvermögen

angeführt haben; erhebt, daß ein Handel mit dem
 Auslande, der uns Gold, den Ausländern dagegen
 Waaren verschafft, unserm Staat aus folgenden
 Gründen vortheilhaft ist.

Erstens wird das Stammvermögen — die häufen-
 den Kapitalien der Unterschänen — dadurch vermehrt.

Zweitens wird Gold und Silber in unserm Staats-
 gebiete häufiger und obgleich es scheint, als sei dieses
 gleichgültig, so giebt es unserm Staate, wie früher
 gezeigt worden ist, eine bedeutende Ueberlegenheit über
 seine Nachbarn im Kriege.

§. 88.

Dieser Zustand sowohl als das umgekehrte Ver-
 hältniß wird den mit dem Handel beschäftigten Kauf-
 leuten vollkommen gleichgültig sein; es ist auch nicht
 wahrscheinlich, daß sie bei diesem Zustande mehr, als
 bei jenem gewinnen; nur die Beschränkung ihres
 Handels würde einen Theil desselben gänzlich vernich-
 ten, oder den bei demselben stofffindenden Gewinn
 vermindern. Von den oben erwähnten Vorthellen, die
 für den ganzen Staat durch die Mehreinnahme des
 Geldes entstehen, genießen sie als Individuen einen so
 geringen Antheil, daß er im Vergleich mit den ihrem
 Verkehr günstigen Conjunctionen und dem daraus ent-

springenden Nutzen verschwindet. Auch darf man von Leuten, deren hauptsächliches Geschäft in einem vollständigen Verwerthen ihres Vermögens besteht, und deren Ansehen, Rang und Existenz von dem dabei entspringenden Gewinn abhängt, nicht erwarten — und man darf dieses von keiner Klasse der Unterthanen — daß sie ihren besondern Nutzen einem höhern Zwecke, der allgemeinen Wohlfahrt, aufopfern. Aber auch ein Theil der Producenten, deren Erzeugnisse nemlich dem Auslande zugeführt werden, ist dabei interessirt, daß das bisherige Handelsverhältniß mit den Nachbarn des Staats ungestört fortgesetzt werde. Man darf hieraus schließen, daß das Interesse einzelner Unterthanen von jenem der Regierung — die nur die Wohlfahrt Aller bezweckt — verschieden sei.

§. 89.

A. Smith sagt, freilich in der Uebereinstimmung mit seinen frühern Ansichten: »Jeder einzelne Mensch ist immer darauf bedacht, das Kapital, über welches er zu gebieten hat, auf das vortheilhafteste zu benutzen. Es ist wahr, er hat dabei seinen Vortheil, und nicht den Vortheil der Gesellschaft vor Augen. Aber natürlicher, oder vielmehr nothwendigerweise

kehrt ihn das Studium seines eignen Vortheils gerade auf solche Anwendungen seines Kapitals, welche zugleich der Gesellschaft den meisten Vortheil bringen.

Dieser Behauptung liegt der ewige Irrthum seines Systems zu Grunde, daß die Waare gleich dem Gelde sei, oder, mit Say zu reden, daß die gleichen Werthe der verschiedenen Producte auch in Beziehung auf das Gesamtvermögen der Unterthanen dieselbe Wirkung hervorbringen. Der Kaufmann, welcher bei dem ausländischen Weinhandel 20 proc. gewinnen kann, wird sein Kapital nicht in einem Handel mit Maschinen, welche im Auslande verfertigt werden, anlegen, wenn der letztere ihm nur 10 proc. seines Kapitals als Handelsrente abwirft. Gleichwohl würde er durch letztern dem Gesamtwohl aller einen viel wichtigeren Dienst leisten, als er durch den ersten wirklich leistet, indem bei dem einen ein todttes Kapital, bei dem andern aber ein zinsendes in den Staat gebracht wird.

S. 90.

Aber auch hier sind wir im Stande, dem Ad. Smith den Widerspruch mit sich selbst nachzuweisen. Er sagt in Untersf. II. Bb. S. 36: »wird sie — die durch das Papiergeld überflüssig gewordene Metall-

wenige — zum Ankauf ausländischer Waaren, die im Lande selbst verzehrt werden, angewendet, so ist ein doppelter Fall möglich. Entweder sind diese Waaren solche, die wahrscheinlicher Weise von mäßigen, nichts hervorbringenden Leuten verzehrt werden, wie z. B. ausländische Weine, seidene Zeuge, oder es sind Materialien, Werkzeuge oder Versorgungsmittel, womit arbeitsame Leute, die den Werth ihrer jährlichen Konsumtion mit Gewinnst wieder hervorbringen, unterhalten und beschäftigt werden können.»

»Durch die erste Art der Anwendung, fährt Smith fort, wird die Ueppigkeit befördert, die Ausgabe und die Summe des Verbrauchten wird vermehrt, ohne daß das Hervorgebrachte vermehrt, und ohne daß ein bleibender Fond zur Wiederersetzung jener Ausgabe, errichtet wird. Sie ist also in jeder Rücksicht der Gesellschaft schädlich.»

S. 91.

Wenn Smith seine früher angeführte Ansicht, daß jeder einzelne Mensch natürlicher oder nothwendiger Weise durch das Studium seines eignen Vortheils gerade auf solche Anwendungen seines Kapitals geleitet werde, welche zugleich der Gesellschaft den meisten Vortheil bringen, erweisen wollte, so müßte er nun

zeigen, daß der ausländische Handel mit den Gegenständen, welche für die Gesellschaft am nächstesten sind, auch jedem damit handelnden Kaufmann den größten Gewinn gewährte. Dies aber steht mit der eben angeführten Stelle — worin zugegeben wird, daß der ausländische Handel ebenso wohl mit schädlichen als nützlichen Dingen geführt werden könne — im Widerspruch; auch hat sich diese Ansicht niemals durch die Erfahrung bestätigt. Im Gegentheil bezahlt der Reiche einen Luxusartikel weit eher über seinen Werth, als der Bemittelte eine nützliche Sache über ihren natürlichen Preis.

§. 92.

Die Gründe, womit Smith seinen Sätzen eine Stütze zu leihen sucht, ergeben sich auch als unhaltbar. Sie bestehen erstens darin, daß jeder Mensch bei der Anlegung seines Kapitals dem inländischen Handel den Vorzug vor dem auswärtigen und dem auswärtigen Handel den Vorzug vor dem Zwischenhandel giebt. »Nun setzt aber, sagt Smith, wie schon gezeigt worden ist, ein im inländischen Handel angelegtes Kapital den einheimischen Fleiß in weit größere Thätigkeit und giebt einer weit größern Anzahl von Landeseinwohnern Beschäftigung und Einkommen,

als ein gleiches Kapital im auswärtigen Consumtionshandel angewandt, und hinwiederum hat ein in diesem letztern angewandtes Kapital eben diesen Vorzug vor dem, welches im Zwischenhandel angelegt wird. Bei gleichen oder ziemlich gleichen Gewinnsten ist jeder Kaufmann von selbst geneigt, sein Kapital gerade auf die Weise anzulegen, wie es zur Erzeugung des einheimischen Fleißes und zur Unterhaltung und Beschäftigung der größten Anzahl von Menschen am dienlichsten ist.

§. 93.

Läge der vorstehenden Ansicht Wahrheit zu Grunde, so dürfte nicht eher ein auswärtiger Handel in einem Volke entstehen, als bis alle innern Industriezweige in dem letztern erschöpft wären. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil; der auswärtige Handel ist nicht selten desto lebhafter, je verschiedener die Stufe der Gewerbskultur zwischen zwei benachbarten Völkern bei gleicher Bevölkerung ist.

§. 94.

Der zweite Grund, den Smith dafür anführt, daß jeder darauf bedacht sei, sein Kapital auf die

der Gesellschaft nützlichste Art anzulegen, besteht darin, daß jedermann, der mit seinem Kapital den inländischen Fleiß beschäftigt, notwendigerweise bemüht sei, ihn so zu leiten, daß dessen Erzeugnisse den möglichst größten Werth erhalten.

Wir haben vorhin gezeigt, daß zwei Werthe vollkommen gleich sein und dennoch auf das Gesamtvermögen der Unterthanen einen ganz verschiedenen Einfluß äußern können. Der Handel mit einem Luxusartikel kann einen viel größern Gewinn verschaffen, als der mit einer nützlichen, jedermann unentbehrlichen Sache; in diesem Falle wird jeder Kapitalist den eignen Nutzen dem allgemeinen Vortheile vorziehen, und dieses wird immer der Fall sein, sobald — wir wiederholen es — der erstere mit dem letztern in Conflict kommt. Obgleich er darauf bedacht ist, daß seine Erzeugnisse für ihn den möglichsten größten Werth erhalten, so ist dieser Werth doch nicht immer der größte für die Gesellschaft. — Hieraus folgt, daß die oberste Staatsbehörde den Gang des ausländischen Handels wohl beobachten und darüber wachen müsse, daß dem Vortheile Einzelner oder einer Klasse von Unterthanen die Wohlfahrt des Ganzen nicht zum Opfer gebracht werde.

§. 95.

A. Smith konnte so weit gehen, daß er ein Institut, das man von jeher als die Hauptursache von der Größe Englands betrachtete, hinsichtlich der Sicherheit des Staats für äußerst weise, rücksichtlich des Handels aber für schädlich und verderblich ansah. Die bekannte Englische Schiffsahrtsacte ist zu allen Zeiten für ein Muster der Handelspolitik angesehen worden. Smith aber behauptet, daß sie das Gegentheil sei (B. II. S. 314). »Die Schiffsahrtsacte ist dem auswärtigen Handel oder der Zunahme des Reichthums, der dabei gewonnen werden kann, nicht günstig. In Handelsgeschäften hat eine Nation gegen die andere eben dasselbe Interesse, welches ein Kaufmann gegen den andern hat, nämlich wohlfeil zu kaufen und so theuer zu verkaufen, als es möglich ist. Nun wird aber ein Land wahrscheinlich am wohlfeilsten kaufen, wenn vollkommene Handelsfreiheit alle Nationen einladet, ihre Güter, deren es bedarf, ihm zuzuführen, und es wird am theuersten verkaufen können, wenn seine Märkte mit der größten Anzahl von Käufern angefüllt sind. Die Schiffsahrtsacte legt zwar den fremden Schiffen, welche die Erzeugnisse des brittischen Ge-

werbfließes abholen wollen, keine Last auf; sogar ist der Zoll oder die alte Abgabe, welche die Ausländer sowohl bei aus, als eingeführten Waaren bezahlen mußten durch verschiedene spätere Acten, bis auf einige wenige Artikel der Ausfuhr aufgehoben worden, wenn aber Ausländer durch Verbote oder hohe Zölle verhindert werden, zum Verkaufe in unser Land zu kommen, so sind sie auch oft nicht im Stande, zum Einkaufen dahin zu kommen, weil sie ohne Ladung kommen und die Fahrt aus ihrem Lande nach Großbritannien umsonst machen müssen. Wenn wir also die Anzahl der Verkäufer mindern, so vermindern wir auch die Anzahl der Käufer, und müssen folglich nicht nur die fremden Waaren theurer kaufen, sondern auch die unsrigen wohlfeiler verkaufen, als beides bei vollkommener Handelsfreiheit geschehen würde.«

§. 96.

Man sieht, wie diese Ansicht nur eine Folge des Irrthums ist, »daß eine Nation eben dasselbe Interesse wie der einzelne Kaufmann habe.« Freilich ging ein Theil des ausländischen Handels für England oder vielmehr für die übrigen mit verkehrenden Nationen durch die Schiffsfahrtsacte verloren; allein der noch übrig bleibende ausländische Handel mußte für

Großbritannien um so vorthheilhafter sein. Was Smith für nachtheilig hält, daß nämlich Kaufleute aus den übrigen Ländern nicht nach England kommen konnten; weil sie leer oder ohne Ladung kommen mußten, ist für England sehr nützlich geworden und lag zum Theil in der Absicht des Gesetzgebers: dadurch wurde nemlich der frühere Passivhandel für dasselbe in einen Activhandel verwandelt. Auch durch spätere Gesetze suchte man dieses in England zu erreichen. »Der Productenhandel, sagt Büsch, ist bei einigen Völkern ein Passiv- bei andern ein Activhandel, bei andern gemischt. England betreibt ihn, wie alle andern Zweige seiner Handlung, ganz als einen Activhandel. Man hat denselben ganz zu einem activen Geschäft der Nation zu machen gesucht, nicht nur durch die Navigationsacte, sondern insbesondere in Absicht auf das Korn durch die Acte vom Jahre 1689 u. s. w.« Seine Kaufleute führen die im Auslande gesuchten Waaren aus und bringen dagegen solche, die für die Nation unentbehrlich sind, zurück; beides wird dadurch vermieden, sowohl, daß man theurer kauft, als daß man wohlfeiler verkauft.

§. 97.

Der berühmte Handelsminister Huskisson behauptet in einer Rede, die er 1826 im Englischen Parle-

ment hielt, ausdrücklich, daß England den Reiz seiner Manufacturen und seines Handelsreichthums der Schiffsahrtsacte verdanke, ja, daß auch andere Länder durch gleiche Maßregeln zu großen Reichthümern gelangt seien. »Unter welchen Verhältnissen, sagt er, gründete England sein Navigationsystem (die Schiffsahrtsacte)? Als seine Handelsmarine verhältnißmäßig unbedeutend, seine Reichthümer unbeträchtlich, bevor Fabriken entstanden waren, und als es Getreide, Wolle und andere rohe Erzeugnisse ausführte. Dagegen waren Holland und die Niederlande damals reich, besaßen viele Fabriken und den größten Theil der Frachtfahrt Europas und der ganzen Welt. Was erfolgte? Die Handelsmarine der letztern Staaten verschwand, während die Handelsmarine Großbritanniens unermesslich geworden ist. Und im Verlaufe dieser Umwälzung erhob sich England zum Hauptsitz der Manufacturen und der Handelsreichthümer; es führt immer Getreide ein, niemals aus; es holt die rohen Erzeugnisse aus allen Welttheilen und führt ihnen die Verarbeiteten zu. Dieß war unsere Lage, wiewohl in einem, im Vergleiche mit der Gegenwart, geringeren Grade, als Amerika unabhängig wurde. Die vereinigten Staaten fingen an, gegen uns dasselbe System

gestand zu machen, welches wir gegen Holland in Ausübung brachten. Damals war Amerika arm, hatte wenig Handelsschiffe, keine Fabriken und ließ Getreide und rohe Producte ausführen. Wie sehr hat sich dieß geändert! Wir wissen, wie stark gegenwärtig seine Schifffahrt ist!

S. 98.

Befindet sich irgend jemand im Stande über die Zweckmäßigkeit einer staatswirthschaftlichen Maßregel zur Beförderung des britischen Handels-Interesse zu urtheilen, so ist es Huskisson, aus dessen Rede erhellt, daß er keinem Schulsystem huldige, sondern ohne vorgefaßte Meinungen das Wahre und Nützliche unbefangen erkenne und würdige. Sein Standpunkt als Handelsminister gab ihm Gelegenheit, tiefere Blicke in das Interesse der Nation zu thun, als es jedem andern gestattet ist.

Von der Schifffahrtsacte sagt Smith ferner: »weil indessen Sicherheit wichtiger ist, als Reichthum, so ist vielleicht die Schifffahrtsacte von allen englischen Handelsgesetzen das weiseste.«

Wenn die Sicherheit des Landes jede andere Rücksicht überwiegt, so dürfen wir hieraus schließen, daß man auch den Handel — wenn dessen Gang für

die ganze Nation mehr Nachtheile als Vortheile bringt, ohne die Privatrechte einzelner zu verletzen, beschränkt. Wäre es daher auch begründet, was Say behauptet, daß es nämlich nützlicher sei, das Interesse des Consumenten, als das des Producenten zu begünstigen, so müßte man dennoch vorziehen, das Interesse der Letztern zu befördern, wenn ein ausländischer Handel unsern Nachbarn die pecuniäre Ueberlegenheit über uns zu verschaffen drohte.

§. 99.

In demselben Maße, als den einzelnen Consumenten durch eine Beschränkung des ausländischen Handels eine Waare vertheuert wird, gewinnt entweder der Staat als solcher, indem er, wenn die Waaren eben so wohlfeil von den eigenen Unterthanen hervorgebracht werden, auf Kosten der Ausländer die darauf haftende Abgabe erhebt, oder wenn dieses nicht der Fall ist, werden die Unterthanen gezwungen, eine Waare um eben so viel theurer zu kaufen, als sie im Auslande wohlfeiler ist.

§. 100.

Im ersten Falle wird die Abgabe offenbar nützlich sein, da der Staat durch sie ein Einkommen

erhält, welches seitdem aus den Taschen der Unterthanen fließt; im letzten Falle dagegen wird die Abgabe diesen Vortheil nicht gewähren, indem vorausgesetzt wird, daß sich die Ausländer nicht entschließen, ihren bisher an dem besteuerten Gegenstande erhaltenen Gewinn um den Betrag der Abgabe gemindert zu empfangen. Alsdann entgeht dem Staate ein finanzielles Vortheil, dagegen tritt bei dem Nachtheil der Consumenten ein Vortheil für die Nation ein, der häufig von einer solchen Bedeutung sein kann, daß er alle andere Rücksichten überwiegt; dieser Vortheil besteht in der Erzeugung oder Erhaltung einer größern Geldmenge, und den daraus entspringenden Folgen innerhalb der Grenzen unseres Staates.

§. 101.

Welchen Werth man nun auf den letztern zu legen habe, wird im Allgemeinen nicht sicher, dagegen in einzelnen Fällen immer mit Zuverlässigkeit zu bestimmen sein; vorzüglich aber wird man den Umstand berücksichtigen,

- 1) ob die eingeführten Waaren als todtcs oder zinsendes Kapital eingehen;
- 2) ob wir natürliche Feinde oder natürliche Bundesgenossen des mit uns verkehrenden Staats

flab, und welche Maßregeln derselbe bereits früher gegen uns getroffen habe.

§. 102.

Soll uns einzig und allein die Sorgfalt für den Flor unserer Industrie leiten, dann dürften wir den Grundsätzen der herrschenden Schule zufolge durch keine Maßregel den Handel beschränken, weil nämlich erstens durch eine solche dem inländischen Manufakturisten das Monopol auf dem einheimischen Markte verschafft wird und zweitens die Fabrikanten verhindert werden, ihr Kapital auf eine Weise anzulegen, die der Gesellschaft am vortheilhaftesten ist.

Wenn wir aber auch die Rücksicht für die Sicherheit des Staats und die Vortheile für das Gesamtvermögen der Nation bei Seite setzen und einzig die Bervollkommnung unserer Industrie im Auge behalten, werden wir, jene Ansicht verwerfend, unbedingte Handelsfreiheit keineswegs für den der Industrie am meisten entsprechenden Zustand halten. Auch in dieser Beziehung lassen sich folgende Gründe dawider anführen.

§. 103.

Wenn die Vortheile der Ausländer bei der Hervorbringung gewisser Produkte lediglich auf der Fertigkeit der Arbeiter und auf der Vollkommenheit der

Maschinen beruhen, dann kann es nicht zweifelhaft sein, daß auch wir uns diese Vorzüge aneignen können. Die meisten Waaren sind von der Art, daß sie durch Maschinen verarbeitet werden können: selbst Kolonialwaaren werden zum großen Theil im rohen Zustande auf das Festland gebracht. Dasjenige Volk, welches in der Industrie vorgeeilt ist, hat folgende, bei unbeschränkter Handelsfreiheit nie zu bekämpfende Vorzüge:

S. 104

1). Die Theilung der Arbeit läßt sich viel weiter ausdehnen, indem das in der Industrie überlegene Volk für seine Waaren einen größern Markt, als jedes andere findet.

2). Seine Maschinen sind weit vollkommener, als die der übrigen Nationen.

3). Die Anzahl der Maschinen ist weit größer; der höhere Arbeitslohn eines reichern Landes hat also kaum einen Einfluß auf den Preis seiner Waaren, indem statt Menschenkräfte Naturkräfte angewandt werden. Der Arbeitslohn kann beinahe nur noch Einfluß auf den Preis der Maschinen haben.

4). Die Maschinen können zum Theil wohlfeiler geliefert werden, weil auch sie bei dem großen Markte für dieselben der Gegenstand einer Fabrikarbeit wer-

ken und ihre Darstellung ebenfalls die Anwendung von Naturprodukten statt jener von Menschenhänden zuläßt?

5). Ein Volk, welches die Ueberlegenheit in dem Gebiete der Manufakturen und Fabriken errungen hat, tritt gegen die übrigen, die diesen Vortheil entbehren, in dasselbe Verhältnis, worin die Fabrikanten zu der ackerbautreibenden Klasse stehen. Während der Manufakturist in der Regel 10 proc. aus seinem umlaufenden Kapital erhält, dasselbe oft dreimal im Jahre umschlägt, also 30 proc. jährlich daran gewinnt, erachtet der fleißige Landmann kaum 4 proc. seines Vermögens, also nicht den seibenten Theil von den Früchten des Fabrikanten, und nur ein kärglicher Arbeitslohn vermag ihm seinen Unterhalt zu verschaffen. — Ein solches Volk ist daher zu einem bedeutenden Reichtum gelangt und dadurch in den Stand gesetzt, viele Handelsunternehmungen zu machen. Es hat viele Handelsverbindungen und darf nur den Weg, den es sich gebahnt hat, behaupten und erweitern.

6). Wenn die Kapitalien in einem Lande häufiger geworden sind, so ist der Zinsfuß in der Regel gefallen, und dieses ist ein großer Vortheil für diejenigen, die irgend einen neuen Industriezweig unternehmen wollen.

7). Da das Vermögen der meisten Fabrikinhäber bereits sehr bedeutend ist, so entsteht nun die für die

Industrie so wichtige Folge davon, daß sie sich mit einem weit geringern Auswuche begnügen können, als die Gebrüder anderer Länder.

3) *U*). Was es bei dem niedrigen Zinssatze der Länder schwerer ist, von dem Fruchtbar der unerschöpflichen Kapitalien zu leben, so wird das in der Industrie überlegene Volk stets eine Menge solcher Leute haben, die ihre Kapitalien in einem Nebenberufe anlegen wollen. Die Armenbeschäftigung wird also in denselben äußerst schlecht sein. Smith führt als Beispiel hiervon die Holländer an, bei denen die Beschäftigung mit einem Nebenberufe zur Mode geworden ist, weil die in großer Menge vorhandenen Kapitalien nur sehr geringe Zinsen tragen, weshalb nur die reichsten Leute als Rentner leben können.

§. 105.

Der vorletzte dieser Gründe ist so wichtig, daß alle Vortheile, welche man zu Gunsten eines Volkes anführt, das in seiner Industrie noch keine Fortschritte gemacht hat, als unbedeutend erscheinen. Eine der schönsten Beobachtungen Smiths ist die, daß die Preise der Waaren durch die Zunahme des Kapitalgewinnes im geometrischen, durch die Erhöhung des Arbeitslohns dagegen nur im

anzunehmenden Verhältnissen stehen. — Es ist
 daher begreiflich, daß Jemand, der seine Abhand-
 lung über das Gold sagt, daß die Freigabe des
 Silberes nicht den Wohlstand eines geringeren Grades
 als der Kupfers bei einem so häufigen und Gewer-
 be fortgeschrittenen Volke durch den geringen Werth
 des Silberes in dieser Hinsicht mit der salzartigen Nation
 aus Gleichgewicht gehalten werde.

Einige der angeführten Vortheile sind bereits im
 Stande, daß im Gebiete der Gewerbe vorgeeilte Volk-
 fe sehr zu begünstigen, daß die übrigen Nationen mit
 ihm diese Konkurrenz auszuhalten können.

S. 106.

Samuel's Worte sind: Es scheint das in den
 Verhältnissen dieser Welt ein glückliches Zusammen-
 sein von Ursachen gabe, welche der außerordentlichen
 Ausdehnung des Handels und der Reduktion der Ein-
 schränkung und verhindern, daß sie sich auf ein einziges
 Volk beschränken. Sobald ein Volk einem andern im
 Handel vorgeeilt ist, fällt es diesem letztern sehr schwer,
 den erzwungenen Vorzug, das erstere einzuholen; weil
 dieses immer den Vortheil der Industrie und der
 Fertigkeit hat, und seine Kaufleute bei einem großen
 Vorzuge von Waaren, selbst mit geringeren Gewinns-

Arbeiten können. Allein dieser Vortheil wird durch den niedern Arbeitslohn eines jeden Landes aufgewogen, welches keinen ausgedehnten Handel und keine beträchtliche Menge Goldes und Silbers besitzt. Aus demselben Grunde wechseln die Manufakturen allmählich ihre Stellen; indem sie die schon bereicherten Gegenden und Provinzen verlassen und in solche ziehen, die sie durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel an sich locken.

§. 107.

Es scheint daher kaum möglich zu sein, daß die Industrie eines in Künsten und Gewerben zurükstehenden Volkes, das mit ausländischen Waaren bei unbeschränkter Concurrenz der Fremden gleichsam überhämmert wird, aufblühen könne. Auch das Interesse der ausländischen Kaufleute erheischt, solches zu hintertreiben. Ihre Mittel sind schnell und groß. Die Erdrückung fremder Fabriken wird selbst ein Gegenstand der Handelspeculation: sie kann für die Concurrenten nie zu theuer erkaufet werden.

§. 108.

Indem sie eine Provinz mit ihren Producten, die sie nicht selten unter dem natürlichen Preise verkaufen, anfüllen, reizen sie jedermann sich auf lange Zeit mit den angebotenen Bedürfnissen zu versehen;

der inländische Fabrikant erlaubt über die Wohlfeilheit der Waaren, die er mit etwagem Gewinn zu erzeugen gedenkt, verzweifelt daran, ähnliche Preise halten zu können und ist um nichts so sehr bekümmert, als das kostspielig angeführte, zur Fabrik bestimmte Gebände zu einem andern Behufe zu verwenden, seine Maschinen und Werkzeuge vielleicht um die Hälfte des Einkaufspreises zu verkaufen und die Bestellungen an rohen Produkten abzufagen. Kaum aber ist der inländische Manufacturist zu Grunde gerichtet, als man allmählich aber merklich das Steigen des Waarenpreises wahrnimmt und sich bald überzeugt, daß man unserer Heerde die Kunde gerannt hat, um die Schaaf desto sicherer scheeren zu können.

§. 109.

Eine Fabrik, die der Concurrnz der in der Industrie vorgeschrittenen Ausländer bloß gestellt ist, gleicht einem zarten Gemächse, das man in einem rauhen Herbst anpflanzt und welches unter dem Einflusse eines heftigen Frostes und stürmender Orkane dahinstirbt! Groß und ausgebildet würde es der Bitterung widerstanden haben, während es nun, schwach und zart, der Macht der Elemente unterliegt. Unbeschränkte Handelsfreiheit ist daher für die Industrie

eben so nachtheilig, wie unbedingte Einfuhrverbote aller fremden Erzeugnisse. Die Nachteile der letztern sind von den Schriftstellern der herrschenden Schule so weitläufig und theilweise übertrieben dargestellt worden, daß wir uns hier einer ausführlichen Erörterung derselben enthalten können. Gleichwie das Saat Korn auf einem mageren und hummockosen Boden durch Aufkistung verkümmert, auf einem zu fetten Boden dagegen durch Saftfälle und Uebersatig verdirbt, so wird auch das Gedeihen der Fabriken nicht minder durch eine zu große Blassekung des Marktes ihren Fabricate bei unbeschränkter Concurrenz der Ausländer, als durch den unbedingten Schutz, den sie in kleinern Staaten durch gänzliche Einfuhrverbote und Monopollen erhalten, vereitelt.

§. 110.

Im ersten Falle werden die Manufakturisten bald zu arm, im letztern in Kurzem reich, träg und indolent, so daß Verbesserungen nur selten bei ihnen Eingang finden; das eine Uebel scheint aber nicht minder groß, als das andre zu sein. Es kann der Einwand gemacht werden, was es schade, wenn ein Land keine Fabriken und Manufakturen besitze und seine Manufakte von einem andern Volke zu billi-

genen werden, als es selbst zu stellen vermöge, nicht
halte?

S. 114.

Die Beantwortung dieses Einwurfs besteht in
der Frage: Ist es besser, daß ein Land blühend und
reich, oder daß es arm und ohne Hülfquellen sei?
Wollt ihr das Erstere, den Zweck, dann vernachlässi-
gt auch nicht die Mittel dazu. Die besten staats-
wirthschaftlichen Schriftsteller haben stets die Ueber-
zeugung ausgesprochen, daß die Blüthe des Ackerbaus
von dem Flor der Manufakturen bedingt werde: die
Belebung des letztern ist also das Werkzeug zur Be-
förderung des erstern. Wer das Eine will, darf das
Andere nicht vernachlässigen.

Eine andere Betrachtung knüpfen wir hier noch
an, welche in der zweiten Abtheilung dieser Untersu-
chungen umständlicher ausgeführt werden soll.

Adam Smith sagt *): »Wenn man in einer be-
sondern Kunst oder Manufaktur dem inländischen
Gewerbfleiß das Monopol auf dem einheimischen
Markte zugesteht; so schreibt man gewissermaßen dem

*) Unt. Bd. 1 S. 309.

Privatmann vor, wie er sein Capital anlegen sollte, das heißt, man thut etwas unnützes oder etwas schädliches. Kann das einheimische Erzeugniß eben so wohlfeil geliefert werden, als das ausländische: so ist die Vorkehrung offenbar unnütz. Kann es nicht, so wohlfeil geliefert werden, so ist sie gemeinlich schädlich. Jeder kluge Hausvater macht es sich zur Regel, niemals das im Hause verfertigen zu lassen, was er wohlfeiler einkaufen kann. Der Schneider macht sich seine Schuhe nicht selbst, sondern er kauft sie vom Schuster. Dem Schuster fällt es nicht ein, seine Kleider zu machen, sondern er bedient sich dazu des Schneiders. Der Landwirth macht keines von beyden, sondern läßt bei diesen Handwerkern arbeiten. Alle diese Leute finden es ihrem Vortheile gemäß, ihre Betriebsamkeit auf diejenige Art anzuwenden, worin sie es ihren Nachbarn zuvorthun, und dann ihre übrigen Bedürfnisse mit einem Theile von dem Erzeugnisse ihres Fleißes, oder, welches einerley ist, mit dem Preise dieses Theils, zu erkaufen.

»Was in der Haushaltung einer Privatfamilie Klugheit ist, kann in der Verwaltung eines großen Staates nicht wohl Thorheit seyn. Wenn uns das Ausland gewisse Waaren wohlfeiler liefern kann, als wir sie zu machen im Stande sind: so ist es besser, daß

wir ist mit einem Theile von dem Erzeugnisse dieses
Fleisses, den wir in einer Gattung, worin wir ge-
wisse Vorzüge vor dem Auslande besitzen, angewandt
haben, einzukaufen. Die allgemeine Landindustrie
welche dem darauf verwandten Kapitale immer ange-
wiesen ist, wird dabey ebenso wenig leiden, als der
Geldbedarf der vornehmsten Handwerker, leidet
daß nur den Weg ausfindig machen, auf wel-
chem sie sich am vortheilhaftesten beschäftigen kann.
Dabey aber ist gewiß kein großer Vortheil, wenn
man den Gewerbefleiß auf eine Sache leitet, die wohl-
feiler zu kaufen als zu verfertigen ist. Der Werth des
jährlichen Erzeugnisses wird unbestreitig geringer, wenn
der Fleiß abgehalten wird, Waaren zu verfertigen, wel-
che mehr werth sind, als die, welche er verfertigen soll.

Vorandgesetzt nun, daß diese Waare von Aus-
ländern wohlfeiler gekauft, als im Lande gemacht wer-
den konnte: so war man im Stande, sie nur mit einem
Theile derjenigen Waaren, oder welches einerley ist,
mit einem Theile des Preises von denselben Waaren
anzuschaffen, welche der mit einem gleich starken Ka-
pital beschäftigte Gewerbefleiß im Lande selbst hätte
verfertigen können, wenn man ihn seinem natürlichen
Gange überlassen hätte. Die Landesindustrie wird
also von einem Vortheil bringenden Gewerbe zurück-

gehalten und auf ein minder vortheilhaftes gehalten.
Der Gesetzgeber wolle dem Kaufmann die nöthigsten
Urgenüsse verschaffen, mit dieser Bedenk muß durch
alle solche Anstalten vermindert werden.

Die Nothwendigkeit des Monopols, welche nicht dar
in besteht, daß die Industrie eines Landes verhin
dert wird, Fortschritte zu machen und daher auch thätig
sich sowohl bessere als wohlfeilere Waaren zu liefern,
als für das Ausland keine wohlfeile Manufacturen zu
stellen, können in jedem Staate selbst bei der Abhaltung
des Concordats der Städte nicht eintreten, weil der
Widerstand der inländischen Manufacturisten die Voll
kommenheit ihrer Produkte nachweislichweise her
beibringt. Es ist daher Unrecht, wenn Smith in die
ser Beziehung von einem Monopole spricht; auch nicht,
wenn der Staat eine fremde Waare verbietet, dem
Privatmann nicht vorgeschrieben, in welchem Indu
strieweige er sein Kapital anlegen soll; wenn eine
neue Unternehmung durch das Verbot einer ausländ
ischen Waare vortheilhaft wird, so werden naturge
mäßzweck die unbeschäftigten oder minder vortheil
haft angelegten Kapitalien dahin strömen und sich
hieselbst zu beschäftigen suchen, welches gewiß kein
Nachtheil für Volk und Staat ist.

Smith hat früher behauptet, (S. 47.) daß man,

um die Nutzung des Geldes in einem Staate zu ver-
 stehen, die Bergschaffungen zu fröhlicher Gewandtheit ver-
 mehrern müsse. Dieser letztere geschieht aber, sobald
 man die Gewerbe vermehrt. Indem er daher in jenem
 Werke (S. 47.) die Veränderlichkeit des Geldkapitals
 behauptet, in der jetzt angeführten aber dadurch die
 Unveränderlichkeit desselben ausspricht, daß er sagt:
 man ein neues Gewerbe zu unternehmen, müßten die in
 dem Lande vorhandenen Gewerben angelegten Kapita-
 len zurückgezogen werden, geräth er mit sich selbst
 in offenbarem Widerspruch. Daß die Kapitale etwas
 Wandelbares sind, daß sie in einem Lande vermehrt
 und vermindert werden können, leuchtet jedem ein,
 der die Geschichte der neuern Staaten kennt. Venedig
 und Genua hatten im Mittelalter einen großen Theil
 des Welt Handels an sich gerissen, sie waren geraume
 Zeit hindurch die reichsten Staaten der Erde; die Por-
 tugiesen entrißen ihnen einen Theil desselben und wor-
 den reich und mächtig; die Holländer traten darauf
 als das erste Seevolk auf, häuften Schätze an, wo-
 von sie noch einen Theil besitzen und wichen endlich
 den Britten, die gegenwärtig unter allen Völkern das
 größte Kapital und die meiste Industrie besitzen. Darf
 man hieraus nicht schließen, daß sowohl Kapital als
 Industrie veränderliche Größen sind?

Industrie kann nichts anderes sein, als thätliche Thätigkeiten, welche nützliche Dinge hervorbringen. Der Grund aller Thätigkeit ist Kraft; man kann daher sagen, daß Industrie mit Hervorbringung ähnlicher Dinge beschäftigte Kräfte sind. Die Erfahrung lehrt, daß menschliche Kräfte vermittelst der Maschinen durch Naturkräfte ersetzt werden können. Wenn aber dieses geschieht, so muß bei gleicher Thätigkeit wie früher, ein Theil der erstern überflüssig werden. Werden diese nun wieder beschäftigt, so nimmt die Industrie zu. Es giebt kaum ein Land, worin es nicht unbeschäftigte Naturkräfte gäbe. Ein ebenes Land kann fast auf jeder Stelle seines Bodens den Wind benutzen; ein gebirgiges hat fallende Wasser und kann hiervon Gebrauch machen. Bei dem Mangel dieser Kräfte läßt sich die menschliche Arbeit durch die Thätigkeit von Thieren und Dampfmaschinen ersetzen. Die Unterhaltung eines Menschen kostet in den meisten Länder mehr als die eines Pferdes, das letztere aber hat die fünffache Kraft des erstern. Wirklich bestehen die Fortschritte der Industrie größtentheils in der Anwendung einer größern Zahl und vollkommener Maschinen. Aus denselben Gründen bringt eine dreifache Bevölkerung des platten Landes oft nur einen unbedeutenden Theil Früchte mehr hervor, als die

einfache, ja zu Reinerzeugung in der Regel bei weitem weniger. Auf großen Gütern werden nämlich die meisten Arbeiten durch Thiere verrichtet, während bei den kleinen die Verrichtung eines bei weitem größern Theils der Arbeit durch Menschen geschieht. Daher wird es sogar einem schwach bevölkerten Lande nicht an Kräften fehlen, die zur Industrie verwandt werden können. Ist aber die Beschäftigung dieser Kräfte vortheilhaft, so kann es auch nicht an dem hierzu erforderlichen Kapital fehlen, indem auswärtige Fonds zur Erweiterung der inländischen Industrie herbeiströmen, wie die Erfahrung in vielen Ländern bewiesen hat. Smith's Ansicht, daß durch einen neuen Gewerbezweig die Industrie von einem andern abgelenkt werden müsse, ist also vollkommen unrichtig und beruht auf dem Irrthum, daß die Industrie eine unveränderliche Größe sei *).

Gans v. Putlig sagt vollkommen wahr: »In Betreff von Fabriken und Manufakturen herrscht häufig der falsche Wahn, daß es für einen Staat unbedingt zweckmäßig sei, diejenigen Kunstproducte einzuführen, die im Lande nicht so

*) S. Kaufmann de falsa Adami Smithi circa bilanciam mercatoriam theoria. Heidelb. 1827. p. 5.

Wohlfahrt produziert werden können, als das Ausland sie liefern kann. Diesen Satz unterstützen seine Anhänger dadurch, daß sie behaupten: diejenige Kraft, welche man auf jenes Kunstprodukt verwende, könne, wenn man solches vom Auslande einkaufe, auf belohnendere Weise angelegt werden.

Dies ist aber nur dann richtig, wenn es fest steht, daß durch eine anderweitige Verwendung jener Kraft wirklich ein Product erzeugt werde, dessen Vertausch gegen das Erstere einen Ueberschuß zurückläßt *).
Aber in welchem Staate giebt es nicht noch unbeschäftigte oder müßige Kräfte?

Sind die Mittel, welche zur Beschränkung der Waareneinfuhr angewandt werden, als Verletzungen des Privateigenthums anzusehen?

S. 112.

Viele Schriftsteller aus der Schule A. Smiths

*) Gans v. Puttitz System der Staatswirthschaft. Ergg. 1826 S. 43.

haben die Meinung geäußert, daß Beschränkungen des auswärtigen Handels Eingriffe in die Privatrechte der Staatsmitglieder seien. In dieser Beziehung verbreitet sich Say folgendermaßen: »Ich merke an, daß man das Eigenthumsrecht nicht bloß dadurch verletzen könne, daß man sich der Produkte bemächtigt, die ein Mann seinen Grundstücken, Kapitalien und seiner Industrie verdankt, sondern auch, indem man ihn in der freien Verwendung derselben Produktionsmittel stört: denn das Eigenthumsrecht ist nach der Definition der Rechtswissenschaft, ein Recht zu gebrauchen und sogar zu mißbrauchen. Within ist die Vorschrift an den Eigenthümer, was er säen oder pflanzen solle, oder daß er diesen Anbau oder diese Art des Anbaus zu unterlassen habe, eine Verletzung des Grundeigenthums; es heißt das industrielle Eigenthum eines Menschen verletzen, wenn man ihm den Gebrauch seiner Talente und Fähigkeiten untersagt, außer wo sie eines andern Menschen Rechte bedrohen, es heißt endlich gleichfalls das Eigenthum verletzen, wenn man einen Menschen zu gewissen Diensten anhält, der es vorgezogen hat, sich andern Diensten zu widmen: wie wenn man einen Mann, der Künste oder Handlung erlernt hat, zur Ergrei-

fung des Kriegshandwerks oder auch nur zu einem beiläufigen Kriegsdienste zwingt.«

§. 113.

In der Note bemerkt Say noch, daß die industriellen Talente das unbestreitbarste aller Eigenthumsrechte seien, weil man sie nemlich unmittelbar der Natur oder seinem eignen Fleiße verdanke. Sonderbar erscheint Say's Ansicht über diesen Gegenstand, nach derselben würden alle vom Staat auferlegte Pflichten Eigenthumsverletzungen sein, aber Eigenthumsrechte treten ja erst mit der Existenz des Staates ein, mit der letztern aber auch die Verzichtleistung auf einen großen Theil unserer natürlichen Freiheit. Durch dieselbe Thatsache sollte also die Schöpfung und die Aufhebung unsrer Eigenthumsrechte erfolgen, welches eine offenbare Ungereimtheit ist. Ohne Zweifel hat Say die gesetzgebende Gewalt des Staates mit dessen Befugniß verwechselt, einzelnen Unterthanen in gewissen Fällen etwas, was ihm sonst nicht zusteht, zu gebieten oder zu untersagen; die letztere selbst ist nichts als ein außerordentliches Recht des Staates.

§. 114.

Smith selbst hatte ähnliche Ansichten. Er sagt nemlich;

«die Verbindlichkeit Brandhäuser zu schützen, um den Uebergang des Feuers aus dem einen Hause in das andere zu verhindern, ist auch eine Verletzung der natürlichen Freiheit u. s. w.» Diese Verbindlichkeit ist von derselben Art, wie die an Sonn- und Festtagen die Läden zu schließen, die Straßen zu reinigen, gewisse Gewerbe nur außerhalb der Stadt zu treiben. Der überwiegende Vortheil des Ganzen erheischt das Opfer eines Theils unserer Freiheit und unsers eignen Nutzens, freilich muß die Größe jenes Vortheils augenfällig sehr groß sein. Dies ist eine Bedingung ohne deren Erfüllung kein Staat bestehen kann: man irrt sich also, wenn man letztere als eine Verletzung des Eigenthums oder der natürlichen Freiheit ansieht: sie ist vielmehr nur eine Beschränkung derselben.

S. 115.

Auf gleiche Weise sagt A. Smith, daß wenn man in einer besondern Kunst oder Manufaktur dem inländischen Gewerbefleisse das Monopol auf dem einheimischen Markte zugesetzt, dem Privatmann gewisse fernere Vorgeschriften werde, wie er sein Kapital anlegen soll. Offenbar wird durch die beschränkte Einfuhr ausländischer Waaren das Gebiet der Gewerbe, worin der Privatmann sein Kapital anlegen kann,

erweitert, aber auch durch die Schwächung dieses Gebietes würde ihm noch nicht vorgeschrieben werden, in welchem Industriezweig er sein Kapital anlegen soll. Dagegen entsteht auf der andern Seite für die Consumenten eine Beschränkung des Einkaufs ihrer Bedürfnisse, aber auch diese ist eben so wenig eine Eigenthumsverletzung, wie die Verpflichtung, Abgaben zu entrichten.

§. 116.

Wenn Say anerkennt, daß der Staat mit Recht den Bergbau beschränke und jener Art desselben vorkomme, bei welcher der Vortheil des Unternehmers anerkannt größer, der Gesammtbetrag der geförderten Mineralien aber geringer ist, und die man deshalb Raubbau nennt; wenn Say also zugiebt, daß der Vortheil eines Privatmanns dem bei weitem größern Vortheile des Staats aufgeopfert werden müsse, so beweist er darin wenig Consequenz seiner Ansichten, daß er spätere Institute ungerathet nennt, deren Dasein aus derselben Befugniß des Staats hervorging, aus welcher die Beschränkung des Bergbau's entsprong. Nachdem er nämlich die Frage erörtert hat, warum das Prohibitivsystem trotz seiner Nachtheile dennoch allgemeinen Beifall finde, und die Ursache davon darin findet, daß die meisten Consumenten

auch Producenten setzen, so sagt er: »Aber selbst aus diesem Gesichtspunkte erscheint das Sperrsystem noch fruchtbar an Ungerechtigkeiten. Nicht alle Producenten sind in der Verfassung, von dem Sperrsystem zu profitiren, das wir als allgemein angenommen haben, was es doch niemals ist, und wenigstens der That nach nie wäre, wenn auch die Gesetze es so wollten. Alle mögliche Einfuhrzölle auf Heu, frische Fische und Milch könnten diese Waare nicht vertheuern, weil man solche nie vom Auslande bezieht. Das nemliche gilt von den Produkten des Maurers, des Zimmermanns und aller solcher Gewerbe, die nothwendig im Inland ausgeübt werden müssen, wie die der Arbeiter in Werkstätten- und Zimmern, der Frachtfahrer, Detailhändler und vieler anderer; die Producenten immaterieller Produkte, die Staatsdiener und Rentenzehrer sind im nemlichen Falle. Alle diese Klassen können zufolge von Einfuhrzöllen durchaus keines Monopols genießen, während sie unter den Monopolen leiden, die aus diesen Zöllen zum Vortheil anderer Producenten entstehen.«

S. 117.

Indem Say eingesteht, daß man dem Raubbau mit Recht vorbeuge, erkennt er damit — wir wieder-

holen es — einen Grundsatz an, den er in dieser Stelle leugnet. Durch die Beschränkung des Bergbaus wird den einzelnen Mitgliedern des Staats eben so gut ein Vortheil entzogen, wie durch die Einfuhr gewisser verbotener Waaren. Die Absicht bei der erstern Maßregel ist dieselbe, wie bei der letztern: beide beruhen auf demselben Grundsatz, daß nemlich der augenfällig überwiegende Vortheil des Staats auf Kosten des zu erwerbenden Vortheils einzelner Unterthanen wahrgenommen und gehandhabt werden müsse. Gesezt auch, die Beschränkung der Waareneinfuhr sei unzweckmäßig, so wird die Regierung, welche die Wohlfahrt des Staates damit bezweckte, nie ungerecht gehandelt haben! *)

S. 118.

Bernunft und Tugend haben den Grundsatz aufgestellt, daß man bei allen Gesezen und Institutionen

*) Anmerk. Say hat bei der angeführten Behauptung auch nicht bedacht, daß Lasten oder Abgaben nicht immer auf denen ruhen, von welchen sie unmittelbar erhoben werden, sondern daß sie sich bei anhaltender Fortdauer nach gewissen Gesezen auf alle Glieder der Gesellschaft vertheilen.

der Freiheit der Individuen so wenig wie möglich nahe trete; allein gerade die Sorgfalt für die Freiheit und Unabhängigkeit Aker fordert nicht selten von uns die strengste Verleugnung dieses erhabenen Gutes. Die Disciplin eines stehenden Heeres zu unserer Zeit würdigt den Krieger beinahe zu einer Maschine herab, und nur die Gewißheit, daß die Unabhängigkeit des Vaterlandes auf keine andere Weise erhalten werden könne, entschuldigt ein solches Mittel.

Von der Handelsbilanz.

§. 119.

Im Gebiete der politischen Oekonomie giebt es wenig Gegenstände, über welche so Vieles und so Verschiedenes geschrieben worden ist, wie über die sogenannte Handelsbilanz. Man versteht darunter den Unterschied der Geldwerthe ein- und ausgeführter Waaren. Obgleich die Ansicht, daß die Handelsbilanz von keiner Wichtigkeit sei, keine Beachtung verdiene, ja daß die Theorie davon auf einem Irrthume beruhe, zu unserer Zeit fast allgemein angenommen ist, so hat die Praxis doch keineswegs diese Meinung bestätigt.

§. 120.

Aus der Behauptung H. Smith's, daß Geld nur eine Waare, nur ein Werkzeug des Güterumschlags sei, dessen Anwesenheit im Staate nicht mehr Aufmerksamkeit verdiene, als jede andere Waare, folgt unmittelbar, daß die Vortheile oder Nachtheile einer günstigen oder ungünstigen Handelsbilanz nur eingebildet, und daß die Ansicht, als sei sie etwas Wesentliches, nur die Folge einer irrigen Theorie des Geldes sei.

§. 121.

Wir haben aber gezeigt, daß Geld nicht nur Mittel (Waare) sondern auch Zweck (Vermögen i. e. S.) sei, daß es von seinen vielen vortrefflichen Eigenschaften nur eine sei »als Mittel oder Waare gebraucht zu werden«; wir haben ferner bewiesen, daß wenn es für die Unterthanen gleichgültig ist, ob viel oder wenig Geld im Staate umlaufe (weil man im letztern Falle für eine geringere Quantität desselben eine größere Menge Bedürfnisse erhalte) solches für die Regierung und die Wohlfahrt des Ganzen doch höchst wichtig sein müsse; überdies haben wir dargethan, daß Werthe, welche für die einzelnen Unterthanen des Staates im Verkehre vollkommen gleich sind, in ihrem Einflusse auf das Gesamtvermögen aller Staats-

mitglieder gänzlich verschieden sind. Ich fordere hiermit alle Anhänger der Smith'schen Schule auf, einen der drei angeführten Sätze zu widerlegen; vermögen sie dieses nicht, so beweisen sie dadurch die Unhaltbarkeit ihrer staatswirthschaftlichen Grundsätze. Aus unsern Sätzen folgt unwidersprechlich, daß wir die Handelsbilanz keineswegs für ein Phantom halten können, vielmehr Smith's Ansicht davon als falsch und als eine Folge seiner frühern Irrthümer verwerfen müssen.

§. 122.

Wenn man aber auch von der Wichtigkeit einer günstigen Handelsbilanz überzeugt ist, so ist es dennoch möglich, daß man an der Schwierigkeit, zu erkennen und zu bestimmen, ob die Handelsbilanz günstig oder ungünstig sei, an der Unmöglichkeit, sie für uns günstig zu machen, hinreichende Ursachen finde, die Lehre davon als unnütz zu betrachten. Hume erkannte den Grundsatz an, daß die geringe Menge des Geldes für die einzelnen Unterthanen keineswegs schädlich, für den Staat aber von großem Nachtheile sei, war aber der Meinung, daß es unmöglich sei, Geld im Staate durch Handelsbeschränkungen zu erhalten oder zu vermehren.

§. 123.

Auch Rau sucht dem sogenannten Industriesystem durch die Eigenschaften der edlen Metalle, nicht des Geldes, wie Smith, eine Stütze zu leihen. Er sagt (§. 270. Grundf. d. pol. Def.) »derjenige Preis des Metallgeldes, den das jedesmalige Verhältniß des Vorraths zu dem aus den Bedürfnissen des Umlaufs entspringenden Begehre hervorbringt, ist jedoch nicht immer dauernd. Was in einem isolirten Lande möglich wäre, ist nicht bei Völkern zu erwarten, die im lebhaften Verkehre stehen, und am wenigsten kann bei den edlen Metallen, welche leicht und wohlfeil zu versenden sind, eine beträchtliche Verschiedenheit des Preises in mehreren Ländern bestehen. — (§. 271.) Ist nun in einem Lande die Münze gegen den allgemeinen Weltpreis der edlen Metalle zu wohlfeil, so wird ein Theil des Vorraths entweder eingeschmolzen oder als Münze unaufhaltsam ins Ausland gesendet werden, bis dieser Abfluß die Geldmenge so weit vermindert hat, daß der Preis des Geldes wieder gehörig in die Höhe geht.«

§. 124.

Rau sucht diese Meinung durch ein Beispiel anschaulicher zu machen und drückt dieselbe Ansicht

auf folgende geistreiche Art aus: »Unter den über den Handel am aufgeklärtesten Völkern herrscht rücksichtlich der Handelsbilanz die größte Eifersucht. Sie fürchten, daß man ihnen ihr sämtliches Geld und Silber entziehen möchte. Diese Furcht scheint mir in fast allen Fällen grundlos zu sein, und ich würde eben so leicht glauben, daß unsere sämtlichen Brunnen und Flüsse ausgeschöpft würden, als ich mir einbilden würde, daß das Geld in einem Staate versiegen könnte, worin es Menschen und Industrie giebt. Erhalten wir unser Wasser und sind wir ruhig über den vergeblichen Verlust unseres Geldes.«

»Man sieht leicht ein, daß alle Berechnungen, welche die Handelsbilanz betreffen, auf ungewissen Thatsachen, oft auf willkürlichen Voraussetzungen beruhen. Die Zollregister sind anerkannt eine unsichere Grundlage, auf welche man Schlüsse über diesen Gegenstand baut. Der Wechselkurs gewährt keine bessere Stütze, wenigstens dann nicht, wenn wir ihn nicht in Bezug auf alle Nationen in Erwägung ziehen und nicht zu gleicher Zeit das Verhältniß jeder zurückgesandten Summe kennen; dieses kann man aber mit Zuverlässigkeit für unmöglich erklären. Alle diejenigen, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, erwieisen ihr System, wie es auch immer beschaffen war.

durch Verzeichnisse von Bedürfnissen und Waaren, welche ins Ausland gesandt worden waren.»

»Die Schriften des Hrn Guee setzten die Nation in einen panischen Schrecken, indem ausführlich und durch Aufzählung einzelner Umstände darin gezeigt wurde, daß die Bilanz uns so sehr und um so bedächtliche Summen entgegen wäre, daß in einem Zeitraume von fünf bis sechs Jahren kein Schilling mehr in England bliebe. Aber glücklicher Weise sind seither 20 Jahre verfloßen, wir haben einen langwierigen und kostspieligen Krieg unterhalten, und man glaubt allgemein, daß das Geld heut zu Tage häufiger in dieser Monarchie sei als jemals.« — —

»Endlich wird diese Besorgniß von der Vernichtung des Gleichgewichts im Handel jedem als grundlos erscheinen, der die Sache ein wenig gründlicher untersucht, und da es nicht möglich ist, sie durch eine genaue Aufzählung der Exporten, welche den Importen das Gleichgewicht halten, zu widerlegen, so wird es zweckmäßig sein, ein allgemeines Raisonnement zu liefern, welches die Unmöglichkeit dieser Thatsache, so lange wir unser Volk und Industrie erhalten werden, beweist.«

»Nehmen wir an, daß $\frac{2}{3}$ von dem in England vorräthlichen Gelde in einer Nacht verschwinde, und

daß die Nation sich in demselben Zustande wie unter der Regierung der Heinrichs und Edwards befinde, was würde hieraus folgen? Würde der Taglohn und der Preis aller Bedürfnisse nicht notwendig und verhältnißmäßig sinken, und würde nicht Alles so wohlfeil, wie zu jenen Zeiten verkauft werden? Welches Volk könnte mit uns in den an die Fremden geschehenden Bedürfnissen gleichen Schritt halten? Würde irgend ein Volk im Stande sein, Waarenfrachten zu übernehmen oder Waaren seiner Schöpfung zu einem Preise zu verkaufen, wobei uns ein hinreichendes Äquivalent geboten würde? In wie wenig Zeit würde uns dies den Verlust unseres Geldes ersetzen und uns mit unsern Nachbarn auf gleichen Fuß stellen? Kann aber während wir zu dieser Stufe gelangt seyn, als wir auch zugleich den Vortheil eines geringern Arbeitslohns und wohlfeileren Lebensmittels verlieren, und die Kanäle des Geldes durch unsere eigene Fälschung verstopft werden.

»Angenommen ferner, daß das in England vorhandene Geld in einer Nacht bis zum Vierfachen vermehrt worden sei, würde nicht das Gegentheil vom dem Früheren daraus folgen? Stiegen nicht Lebensmittel und Arbeitslohn so hoch im Preise, daß kein anderes Volk von uns etwas kaufen könnte oder

wollte, während auf der andern Seite ihre Lebensmittel im Vergleich mit den unsrigen so wohlfeil wären, daß wir trotz aller Gesetze und Verbote, die von unserer Seite angewandt werden könnten, mit ihren Erzeugnissen überschwemmt würden, und unser Geld so lange aus dem Lande fließen würde, bis wir mit dem Auslande auf gleiche Stufe gekommen wären, sind die große Ueberlegenheit des Reichthums, die uns in eine so nachtheilige Lage gesetzt hätte, verliert sie nicht?

Man antwortet daher ein, daß dieselben Umstände, welche die außerordentlichen, durch ein Wunder entstandenen Verschönerungen ausgleichen würden, verhindern müßten, daß sie in dem gewöhnlichen Laufe der Natur vorkommen, und daß unter allen benachbarten Völkern ein nicht sehr abweichendes Verhältnis zwischen dem Gelde, der Fertigkeit und Industrie eines jeden Volkes erhalten werde. Alles Wasser behält, wöhin man es auch leite, gleichen Spiegel. Fragt die Naturforscher um den Grund davon, und sie werden auch sagen, daß, wie hoch man es erhebe, die höhere Schwere dieses Theils, welche kein Gegengewicht hat, dasselbe bis dahin herabbrücken müsse, wo es ein Gegengewicht findet, und daß dieselbe Ur-

sache, die diese Unebenheit ausgleicht, wenn sie entsteht, ihr auch immer ohne eine gewaltsame äußere Veranlassung vorbeugen müsse.

S. 125.

Sowohl aus Rau's als aus Hume's Aeußerung geht hervor, daß sie das vorgetriebene Dränge der gewöhnlichen Ansicht, von der Handelsbilanz aus den Eigenschaften der edlen Metalle darzuthun bemüht sind. Man darf aber nicht übersehen, daß Hume's Ansicht von dem erwähnten Gegenstande, fast unmittelbar aus dem falschen Gesez folgt, daß die Darstellung der Waare mit der Zunahme des Geldes in gleichem Maße theurer werde. Hume's eigene Worte haben wir früher hierüber angeführt und können darüber nicht im Zweifel sein, daß er ebenfalls auf demselben die Ansicht von dem ähnlichen Verhalten des Geldes im Verkehr, wie des Wassers in einem Gefäße begründen will. Wir haben aber auch das Falsche desselben durch die Darstellung der Vortheile, welche ein in der Industrie und in dem Besitze der Kapitalien vorgeschrittenes Volk vor einem dürftigen hat, zur Genüge dargethan; auch hat die Erfahrung der neuern und neuesten Zeit ihn hinreichend widerlegt: das Beispiel Englands,

welches bei dem hohen Arbeitslohne der durchschnittlich bei weitem höher als der des Festlandes war, bei dem hohen Preise der nothwendigsten Bedürfnisse, dennoch durch die Wohlfeilheit seiner Producte alle fremde Industrie- Erzeugnisse von den Märkten Europa's zu verschleppen suchte, hat Hume's Behauptung mehr als jede Theorie umgestoßen.

S. 126.

Man hätte diese Erfahrung erlebt und er stützt die Ansicht von dem Irrthume des Handels-Systems hinsichtlich der Bilanz nicht desto weniger auf die Eigenschaft des Goldes und Silbers »stets dahin zu wandern, wo der Preis desselben geringer sei, so wie auf das Axiom, daß eine starke Anhäufung des Metall- Geldes in einem Lande nicht sonderlich vortheilhaft sei, und sich auf die Dauer nicht erhalten könne.« Was würde aber England daran hindern, statt der Banknoten sich des Metallgeldes zu bedienen, in welchem Falle die Anhäufung desselben sechs mal so groß als in vielen andern Ländern sein würde? Man sieht im Gegentheil nicht ein, wie es alsdann möglich wäre, daß es bei gleichem Umfange seiner Industrie und seines Handels dasselbe verlieren könnte.

§. 127.

Der Irrthum derjenigen, welche, wie die beiden angeführten Schriftsteller, von der Handelsbilanz glauben, daß sie von keiner Wichtigkeit sei, liegt vorzüglich darin, daß sie dafür halten, mittelst der Einfuhrverbote könne bloß deshalb mehr Geld im Lande erhalten werden, weil man zum Ankauf der mit Steuern belegten Waaren mehr Geld bedürfe; ferner daß Geld nur um dasselbe Quantum im Staate zunehme, was durch die Erschwerung der Einfuhr den Staat zu verlassen verhindert worden sei.

§. 128.

Storch sagt von Spanien: »Es ist bei den härtesten Strafen verboten, Silber aus Spanien zu führen, und Spanien versieht doch damit ganz Europa. Dieses Land gleicht einem Teiche, der von einem Bache durchströmt wird. Wenn man die Schleppe erhöht, aber die der Bach wieder heraustraten soll, so erhöht man das Wasser auf der ganzen Oberfläche des Teiches; aber man hindert dadurch nicht, daß doch eben so viel hinaus als hineinfließt. Eben so würde man in Spanien, wenn gar kein Verbot bestünde, Gold ausgeführt haben, sobald nur ein halbes hundert Theil zu gewinnen gewesen wäre, während

es jetzt erst geschieht, wenn der Gewinn mehr als 2 oder 3 vom Hundert beträgt, die man für das Schmuggeln bezahlen muß. Das Verbot hatte also die Folge, den fünfzigsten, oder höchstens den zwei und dreißigsten Theil Gold mehr in Spanien zu erhalten, als wenn es nicht da wäre u. s. w.

§. 129.

Die Ansicht, welche Storch hier ausspricht, liegt fast allen Neuerungen der Anhänger Ad. Smith's über diesen Gegenstand zu Grunde. Mag es wahr sein, daß Spanien nur den fünfzigsten Theil seines Metallgeldes vermittelst der Maut in seinen Gränzen zurückhält, und daß seine Sperre keine andere Folge als die erwähnte hat, so geht daraus nicht hervor, daß eben diese Maßregel in allen übrigen Staaten dieselbe Wirkung erzeugt. Das unmittelbare Verbot, Metallgeld, oder Gold und Silber auszuführen, ist so thöricht oder zweckwidrig, daß eine Regierung, die den Ausfluß edler Metalle auf diese Weise zu hindern glaubt, unmöglich über den wahren Zweck der Prohibitivanstalten aufgeklärt sein kann.

§. 130.

Man darf um so mehr voraussetzen (wie es auch

wirklich der Fall ist), daß eine solche Regierung die übrigen Mittel, wodurch der wahre Zweck der Prohibitivankalten erreicht wird, versäumt habe und versäumen werde. Die Erhaltung einer größern Menge edler Metalle im Staate kann ohne Zweifel ein Zweck dieser Anstalten sein; die dadurch zu erreichenden Vortheile sind unleugbar: verfolgt man aber diesen Zweck auf directem Wege, d. h. dadurch, daß man die Ausfuhr edler Metalle verbietet, so kann derselbe bekanntlich, wegen des geringen Volumens der letztern bei einem sehr großen Werthe, nur höchst unvollkommen erfüllt werden. Der unmittelbare Zweck der Prohibitivankalten ist 1) die Summe der Productionen im Staate zu vermehren; 2) den Genuß ausländischer Producte zu vermindern. Die erste dieser Absichten wird in der Regel vereitelt, wenn sich der Staat nur äußerer Mittel bedient, und die Hindernisse, die sich dem Aufblühen des Ackerbau's und der Industrie entgegengesetzt haben, bestehen läßt.

S. 131.

Alsdann erfolgt jenes Phänomen, welches Spanien bei seiner Gold- und Silbersperre bietet; das ganze Resultat der letztern ist, daß es den 50ten Theil seiner edlen Metalle mehr in seinen Gränzen

zurückhält. Einen ganz andern Anblick gewährt uns ein Land, das bisher bloß Ackerbau trieb und bei diesem durch jede Art von Lasten in den Fortschritten desselben gehemmt wurde, dessen Elementar- und Landschulen sich in einem schlechten Zustande befanden, dessen Einwohner nur rohe und niedrige Genüsse kannten, und welches nun von dem auf dem Ackerbau liegenden Drucke befreit wird, von seiner Regierung wohlunterrichtete Schullehrer erhält, in den Fortschritten seines Ackerbau's durch Prämien und Musterwirthschaften unterstützt wird; dessen Städtebewohner einer schnellen Blüthe der mittelst einer zweckmäßigen Maut geschützten Industrie, durch die Aufhebung aller inländischen Monopole, durch die Anlage von Land- und Wasserstraßen und den Unterricht höherer Bürger- und Handwerkschulen entgegen eilen, dessen Regierung weder Mühe noch Kosten spart, um die im Auslande erfundenen Maschinen und vollkommeneren Fabrikationsmethoden auf ihr Gebiet zu übertragen.

g. 132.

Zweifelt jemand daran, daß in einem solchen Lande die Summe des umlaufenden Geldes doppelt so groß werden könne, ohne daß der Preis der nothwendigen Lebensmittel nur merklich steige? Die Nachfrage nach Geld wird mehr als doppelt so groß, wie früher sein;

dadurch wird sein Preis anfangs erstaunlich in die Höhe getrieben, alle rohe Erzeugnisse werden äußerst wohlfeil und die Ausländer werden dadurch gereizt, die letztern in der Nähe ihres Staats aufzukaufen, sie in ihre Heimath zu führen und Fabrik- und Manufakturwaaren dafür zurück zu bringen, wenn ihnen dieses die Einfuhrzölle nicht unmöglich machen. Ein solches Land hat in diesem Zustande eine weit größere Geldcapacität als in dem früheren; aber, diese wird man sagen, wurde nicht durch die Eingangsteuern, die man auf fremde Waaren legte, hervorgebracht. Vielmehr wurde der Begehr edler Metalle durch die vielfachen Veranlassungen zum Gebrauche desselben erzeugt. Aber scheint es möglich zu sein, in einem Lande Industrie ohne Prohibitivankalten zu schaffen, das rücksichtlich jeder productiven Thätigkeit kaum die erste Stufe der Cultur erreicht hatte, wenn man die außerordentlichen Vortheile erwägt, die wir bei einem in der Gewerbekultur vorgeeilten Volke aufgezählt haben? (S. S. 104.)

S. 132.

Mit den größten Opfern würde eine Regierung ohne Prohibitivankalten den inländischen Manufacturen die Concurrnz mit den fremden kaum erträglich gemacht haben; auch würden ihre Mittel selbst bald erschöpft worden und die einheimischen Fabriken einem

unvermeidlichen Verderben entgegengegangen sein. Ohne Industrie aber wären die ländlichen Erzeugnisse im Preise gesunken, weil durch die Wegräumung der auf dem Ackerbau ruhenden Lasten der Ertrag und mit ihm das Angebot roher Producte vermehrt worden wäre, ohne daß die Nachfrage im Innern zugenommen hätte, weil rohe Producte keinen weiten Transport vertragen und also nur auf der Grenze von den Ausländern aufgekauft werden. Ein großer Theil der Unterthanen hätte statt Vortheil Nachtheil durch die anscheinend wohlthätige Veränderung geerntet. Wir wiederholen daher die Behauptung: die irrigen Ansichten über die Handelsbilanz sind aus der falschen Annahme entsprungen, daß man durch Prohibitivanstalten das Geld nur um denselben Theil im Staate vermehre, um welchen Theil dasselbe dadurch in ihm wohlfeiler geworden sei.

§. 134.

Im Geiste jener irrigen Ansicht sagt Smith: »den Reichthum eines Landes durch Einführung oder Zurückhaltung einer unnöthigen Menge Goldes oder Silbers vermehren wollen, ist eben so ungereimt, als wenn man einer Familie dadurch eine bessere Tafel verschaffen wollte, daß man sie zwänge, eine unnö-

thige Menge Rückengeräth zu halten. Ferner müssen wir noch einmal auf die Eigenschaft des Geldes, nicht nur Umlaufsmittel, sondern Vermögen selbst zu sein, aufmerksam machen. Wird das Geld als Umlaufsmittel noch einmal so häufig als früher, so wird gewöhnlich die Anzahl derjenigen, welche erwerben und aus dem Mittel Zweck machen, oder mit andern Worten, Gelbcapitalien sammeln, ebenfalls größer.

§. 135.

Dadurch wird ein Theil desselben dem Umlauf entzogen und die Nachfrage vermehrt. Das Resultat davon wird die Anwesenheit einer noch größeren Geldmenge im Staate sein. Man wird gegen diese Bemerkung einwenden, daß durch das Ansammeln von Kapitalien dem Umlauf kein Geld entzogen werde, denn da niemand sein Geld unbenutzt liegen lassen wolle, so werde dasselbe ausgeliehen und ströme dadurch wieder in die Circulation. Ohne Zweifel wird dieses Letztere sich im Allgemeinen so verhalten, allein man bedenke, daß ein Kapital, welches erspart wird, nur stufenweise wächst und daß es nur dann ausgeliehen wird, wann es eine bestimmte Größe erreicht hat.

§. 136.

Von dem Anfange seiner Entstehung an bis zu

seiner Vollendung wird es in der Kasse des Ersparers brach liegen und so lange der Circulation entrückt sein. Ein Bach, den man aus einer Quelle leitet, wird am Ende seiner Laufbahn nicht alles Wasser enthalten, welches er von der Quelle erhielt; ein Theil wird in den Boden gesunken sein; dadurch aber wird die Summe des in seinem ganzen Bette enthaltenen Wassers größer sein, als wenn das Versinken des Wassers nicht statt gefunden hätte.

§. 137.

Um nun auf die von Storch aufgestellte Vergleichung des in einem Staate umlaufenden Geldes mit dem in einem Teiche enthaltenen Wasser zurück zu kommen, so diene uns dasselbe Bild, was er zur Verdeutlichung seiner Behauptung über die Handelsbilanz anwandte, zur Verfolgung unserer Ansicht. Der von ihm erwähnte Teich müßte, um mit dem verglichenen Gegenstande Aehnlichkeit zu besitzen, nach oben unendlich ausgedehnter sein, als er nach unten ist; dann würde durch die Erhöhung der Schleuse die Wassermasse nicht in demselben Verhältnisse wie ihre Höhe, sondern in einem weit größern Maasse zunehmen, ebenso, wie dieses erwähnter Weise mit dem Gelde geschieht, wenn die Prohibitivankerten eines

Staats mit den zweckmäßigsten innern Maßregeln verbunden werden. —

§. 138.

Die Meinung von der Richtigkeit der Handelsbilanz auf die Thatsache zu gründen, daß das Geld immer dahin ströme, wo es wohlfeiler set, und daß es sich immer ins Gleichgewicht setze, heißt ebensowiel, als wenn man sagt: »lasset ab davon, Wasser in irgend einem Behälter anzusammeln, denn ihr müßt wissen, daß dieses Element die Eigenschaft hat, stets nach den niedern Stellen zu fließen; es ist vergebliche Mühe, dasselbe in seinem Laufe aufzuhalten.«

§. 139.

Ein anderer Fehler, welchen sich die Schriftsteller über die Handelsbilanz sehr oft zu Schulden kommen lassen, besteht darin, daß sie mit lauter unveränderlichen Größen rechnen, d. h. daß sie glauben, wenn die Consumtion eines Gegenstandes beschränkt würde, würde dieselbe dennoch vom nämlichen Umfange wie vorhin bleiben.

§. 140.

Wenn diese Ansicht von vielen Schriftstellern auch nicht geradezu geäußert wird, so liegt sie doch

häufig ihren Folgerungen zu Grunde. So sagt Lauderdale: »Wenn in England die französischen Trefsen und die Battiste verboten sind, so wird der Verbraucher dieser Waare, vermittelt des durch das Verbot entstandenen höhern Preises genöthigt, zum Ankauf dieser Sache mehr Dinge hinzugeben, als es sonst der Fall sein würde. Er behält also weniger zum Ankauf anderer Dinge des inländischen Marktes übrig.« *)

§. 141.

Man wird mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß der Verbrauch eines Luxusartikels, wie der Battiste in eben dem Maaße abnehmen wird, als er vertheuert worden. Zudem geht — dieses sei hier beiläufig bemerkt — der Mehrbetrag des Preises einer solchen Waare der productiven Thätigkeit des Volkes keineswegs verloren: er wird nur andere Thätigkeit beschäftigen. Statt daß der Consument denselben verwenden konnte, wird nunmehr der Manufacturist in den Stand gesetzt, darüber zu verfügen.

§. 142.

Oft sind die Vorzüge ausländischer Waaren nur eingebildet; eine Menge Modewaaren werden

*) Ueber National = Wohlstand vom Grafen Lauderdale. S. 104. Berl. 1808.

deßhalb bloß gesucht, weil sie von Paris kommen. Viele Vergnügen, deren Gegenstände wir vom Auslande holen, sind nicht selten, geschweige nützlich zu sein, nur schädlich. *) Freilich nähret sich ein Theil der Unterthanen durch den Handel mit denselben; allein die Zahl der Kaufleute ist im Vergleich mit der Zahl der übrigen Staatsmitglieder nur unbedeutend, und das Gewerbe der erstern verdient keine Berücksichtigung, wenn es dem Interesse aller übrigen Unterthanen widerspricht. Solche Vergnügen zu beschränken, zu erschweren und sie anfänglich immer zu vermindern, werden mäßige Eingangsteuern ver-

*) Ein Beweisstück hierzu liefert Folgendes. Die Schiwpewäer haben unter allen diesen Indianern (am Mississippi) die meiste Neigung zu geistigen Getränken. Dies ist jedoch höchst wahrscheinlich allein bloß die Schuld ihrer Kaufleute, die ihre Gier durch Befriedigen, daß sie die Wilden in dieser Leidenschaft bestärken, denn sie bekommen alsdann ihre Pelzwaaren um einen so äußerst geringen Preis, daß man sie fast geschenkt nennen kann. Dies ist aber auch der Grund, warum alle indianische Stämme, die in der Reihe von Handelsniederlassungen wohnen, in einem auffallenden Grade verdorben und verschlechtert sind. Tagebuch einer Reise von St. Louis bis zur Quelle des Mississippi, von Zebulon Montgomery Pike. S. 176. In Ehrmanns Bibliothek der neuesten u. Reisen. 48. Band.

welchen, hat der Staat dazu bereits abgenommen, und ist ein unschädliches Surrogat, welches ein Gegenstand der inländischen Fabrikation darbietet, gefanden worden, so darf man mit Recht hoffen, das Uebel durch die Erhöhung der darauf gelegten Einfuhrzölle auszurotten.

S. 443.

Dadurch wird der andere Hauptzweck der Prohibitionsanstalten, nemlich die Einschränkung schädlicher Genüsse und die Beförderung der Sparsamkeit erreicht. Fälschlich behaupten einige Schriftsteller, daß eine Nation durch die Vertheuerung solcher Genüsse ärmer werde: sie wird es eben so wenig, wie eine Familie, deren Vater den zur Unterhaltung derselben bestimmten Aufwand einschränkt. Als der Staat von Athen auf die höchste Stufe der Macht und des Ruhmes gelangt war, sah man in diesem Athen nur kleine unansehnliche Häuser, während die öffentlichen Gebäude den Sitz der Museu und der schönen Künste durch ihre Pracht ankündeten. Niemand hätte es zu jener Zeit gewagt, die Athener ein armes Volk zu nennen: die Aufopferung für das Ganze oder den Staat hatte Sparsamkeit im Privatleben der Bürger hervorgebracht.

S. 144.

Aus dem Angeführten könnte man auf die Vera

muthung kommen, daß wir den Luxus überhaupt für schädlich und von nachtheiligen Einflüssen auf das Gesamtvermögen des Volkes begleitet halten. Smith und Say behaupten, daß der Verschwendet ein Feind der Nation, der sparsame Mann ein Wohlthäter derselben sei. Beiläufig bemerken wir, daß der Luxus uns als ein zur Vertheilung der Güter angemessenes Mittel erscheint, falls er nur Producte des Inlandes zum Gegenstand hat und also einheimische Producenten beschäftigt und ernährt, und den Umlauf der Güter befördert; später werden wir zeigen, daß Say's erwähnte These eine Folge seiner einseitigen Vorstellung von der Natur des Reichthums ist.

S. 145.

Doch wir kommen auf Hume zurück (S. 127). Wir zweifeln nicht daran, daß wenn die von Hume fingirten Ereignisse einträten, auch die von ihm angegebenen Folgen statt finden würden. Wenn ein Volk nach einer Nacht noch einmal so viel Geld besäße als früher, so stände die Geldcapacität desselben mit dem Gelde in keinem Verhältnisse; ja das Volk wäre nicht einmal fähig, den rechten Gebrauch von diesem Reichthum zu machen; es würde sich in derselben Lage befinden, wie der Sohn eines Reichen, der

durch den Tod seines Vaters zu dem Besitze eines ungeheuren Vermögens gelangt ist. Aber man bedenke doch, daß kein Land durch ein Wunder wohlhabend und geldreich wird, und daß die Menge des Geldes eine Folge der vermehrten Veranlassungen zu seinem Gebrauche ist; Spanien und Portugal machen eine Ausnahme hiervon. Die Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Ostindien sind so außerordentliche Ereignisse, daß sie in der Geschichte der Völker und ihres Handels als Wunder betrachtet werden müssen. Der diesen beiden Völkern durch die gedachten Begebenheiten zugeflossene Reichtum hat bekanntlich auch den von Hume angeführten Erfolg gehabt.

§. 146.

Denselben Erfolg äußert ein neu eingeführtes Papiergeld; in den meisten Fällen ist es zu verwerfen. (S. Smith II. 86—87.) Will man Zinsen dadurch ersparen, so bedenke man, daß man, um diesen Zweck zu erreichen, einen viel höheren, die Sicherheit des Staats, hintenansetzt. Angenommen, daß ein Heer jährlich 16 Mil. Thlr. zu unterhalten koste, so würde die Verminderung desselben um $\frac{1}{4}$ jährlich 4 Mil. ersparen. Es ist gewiß, daß man hiermit die Vertheidigungsmittel des Staates bei weitem nicht so sehr

schwächen würde, wie wenn man für 100 Mill. Thlr. Papiergeld machte und mit dem dadurch ersparten Metallgelde Schulden abtrüge. — Wollte Hume die Eigenschaft des Geldes, daß es sich unwiderstehlich in's Gleichgewicht zu jeder Zeit und in allen Ländern setze, erweisen, so mußte er zeigen, daß dieser Gegenstand in der That unter den verschiedenen Völkern nach Maßgabe ihrer Bevölkerung trotz aller Anstrengung der Staaten dieses zu hintertreiben, ebendamäßig vorhanden sei. England selbst hätte ihm aber reichliche Veranlassungen, sich von dem Gegentheil zu überzeugen, an die Hand geben können. In diesem Lande ist es leicht möglich, daß in einem Kirchspiele desselben der Arbeitslohn doppelt so hoch, als in dem angrenzenden ist.

§. 147.

Alsdann ist in dem ersteren der Reichthum gewöhnlich auch viel bedeutender, und darum darf man ohne Anstand annehmen, daß im Verhältniß der Bevölkerung das Doppelte der Geldsumme umlaufe. Und warum fließt nun nicht der Geldstrom, wie das Wasser, in das ihm, gleichsam nebenstehend geöffnete Becken? Weil die Armentare es verhindert. Indem sie das Ueberziehen der Dürftigen aus einem Kirchspiel in das andere äußerst erschwert, ja fast

unmöglich macht, bringt sie jenes Mißverhältniß zwischen dem Angebots und dem Begehre unbeschäftigter Hände und dadurch die auffallende Ungleichheit des Arbeitslohnes in den verschiedenen Kirchspielen hervor. Wenn nun eine einzige Abgabe im Stande ist, eine solche Verschiedenheit in der Menge des umlaufenden Geldes zu veranlassen, sollte ein Staat, dessen Mittel in dieser Hinsicht unbegrenzt sind, nicht dasselbe, wenn es ihm vortheilhaft ist, für den ganzen Inhalt seines Territorialgebietes erwirken können, das, was auf einem kleinen Districte Großbritanniens Statt findet.

§. 148.

Physische und materielle Hindernisse, welche dem Gelde verwehren, sich in sein natürliches Gleichgewicht zu setzen, erkennt Hume an. In dieser Hinsicht vergleicht er China mit Europa; er schreibt den Umstand, daß die Europäer in dem Handel mit den Chinesen die Bilanz stets wider sich haben, der großen Entfernung der beiden Länder zu. Daß dieser Handel aber eine andere Beschaffenheit hätte, wenn derselbe ausgedehnter sein würde und die erwähnten Länder sich näher lägen, ist eine bloße Vermuthung, die er auf keine Art erweisen kann.

§. 149.

Wir billigen Hume's Ansicht, wenn er glaubt, daß eben so wenig alles Wasser aus den Brunnen eines großen Landes geschöpft, als demselben alles Geld entzogen werden könne. Ohne Zweifel wird ein Staat oder ein Land nie von allem Gelde entblößt werden, aber ein ausschweifender Mensch wird auch nie durch den noch so unmaßigen Genuß der Wollust alles Blut aus seinem Körper treiben: dennoch wird er schwach und elend sein. Die Erschöpfung des Geldes haben die Staaten nicht zu fürchten, wohl aber die Armuth daran. Eben dieses können wir erwidern, wenn Hume die Frage aufwirft: »wie erhält sich die Bilanz unter den Provinzen einer und derselben Monarchie, wenn es nicht die Macht dieses Principis ist, das es unstatthaft macht, daß Geld sein Gleichgewicht verliere und daß nicht sein Zufluß oder seine Abnahme mit den Lebensmitteln und der Industrie jeder Provinz im Verhältniß stehe?« Wenn von zwei aneinanders stoßenden Provinzen die eine arm an Gold und Silber, die andere aber reich daran ist, und beide ausschließlich jeder Dritten unter sich verkehren, so muß, vorausgesetzt, daß sie früher gleich bemittelt waren, einmal die Bilanz zum Vortheil der einen und

zum Nachtheil der andern gestanden haben. Die Veränderung, die dadurch erfolgte, trat nicht auf einmal ein; je reicher die eine Provinz und je ärmer die andere wurde, desto unmerklicher wurde der Unterschied in der Bilanz, so daß derselbe eine abnehmende Reihe in infinitum darstellt. Auch wurde dieses Verhältniß wahrscheinlicher Weise häufig durch zufällige Ursachen unterbrochen.

§. 150.

Eine stete Abnahme des Wohlstandes und eine Zunahme der Armseligkeit kann sogar, meint Gans von Puttitz *), unendlich lange fort dauern, ohne eine gänzliche Armuth hervorzubringen. Zwei Provinzen einer und derselben Monarchie verhalten sich aber keineswegs zu einander wie zwei verschiedene Staaten. Ist eine der ersteren auf Kosten der andern reich geworden, so ist dem Staat dadurch kein anderer Nachtheil erwachsen, als daß es ihm vielleicht schwerer fällt, dieselben Abgaben von einer größern Menge Reicher und Armer als von durchgängig Bemittelten zu erheben; von dem Gesamt-

*) Gans v. Puttitz System d. Staatsw. S. 66.

vermögen der Miterthanen ist vielleicht nichts verloren worden, und die dürftig gewordene Provinz hat in diesem Zustande keine andern Nachtheile zu gewärtigen, als welche eine allgemeine Verarmung an und für sich nach sich zieht.

§. 151.

Dagegen verliert ein Staat durch Verarmung einen Theil der Mittel zur Vertheidigung und Erhaltung seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit u. s. w. Hume giebt zu, daß die Menge des umlaufenden Geldes mit dem Vorrathe der Bedürfnisse und mit der Industrie im Verhältniß stehe. Folgt daraus nicht, daß, wenn die Industrie zunimmt, die Menge des umlaufenden Geldes ebenfalls wachsen müsse, und daß eben darum die Geldmasse der von der Industrie jenes Landes beherrschten Staaten sich nothwendig vermindere, weil ein Theil der Geldmenge in jenes Land zur Beschäftigung der darin angeregten Industrie gezogen wird? Die Industrie selbst aber ist — wie wir bereits gezeigt zu haben glauben — keine beständige Größe. Nicht nur, daß sie da verschwindet, wo sie früher ihre Stätte aufgeschlagen und da erscheint, wo sie bisher unbekannt war, sondern in ihrem Umfange selbst

hat sie kein bestimmtes Maß, indem sie bald bedeutender bald unbeträchtlicher wird.

§. 152.

Wenn nun der Reichthum und also ein Theil der Mittel, welche zur Erhaltung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten dienen, von einem so veränderlichen und dem Wechsel unterworfenen Elemente abhängig ist, können die Völker da ruhig über den Umstand sein, ob viel oder wenig Geld aus ihrem Gebiete wandere? Aus der großen Veränderlichkeit der Industrie läßt sich auch ein anderer von Hume erhobener Entwurf beseitigen, welcher nemlich in der Aeußerung besteht, »Guee habe die Bilanz von England so unvortheilhaft gefunden, daß die Nation nach seiner Angabe in 5 bis 6 Jahren gänzlich hätte verarmen müssen, 20 Jahre seien aber seither verflossen, England habe einen auswärtigen Krieg geführt, und doch sei das Geld zu seiner (Hume's) Zeit häufiger als jemals in diesem Lande.«

§. 153.

Die Handelsbilanz konnte zur Zeit, als Guee schrieb, vollkommen wider England sein. Die Furcht aber, daß dieser Monarchie alles Geld entzogen wer-

den möchte, gründete sich auf die falsche Ansicht, daß der Unterschied in der Bilanz stets derselbe bliebe, während er, je ärmer das eine Land, und je geldreicher das andere wurde, immer unbedeutender werden mußte, weil bei dem erstern die Kraft Geld an sich und in seinen Grenzen zurück zu halten, wuchs, bei dem letztern aber, welches gleichsam damit gesättigt worden war, die Kraft, Geld anzuziehen, immer schwächer wurde.

§. 154.

Dagegen war die Besorgniß, daß das Gesamtvermögen der englischen Unterthanen um ein Bedeutendes abnehmen möchte, falls Guee's Angaben richtig waren, durchaus nicht ungegründet. Kurz Hume leitet aus der Wahrheit, daß das in einem Staat umlaufende Geld nie gänzlich daraus schwinden kann, das falsche Axiom ab, daß es auch nicht vermindert werden könne, oder daß man wenigstens um die Verminderung desselben nicht besorgt sein dürfe. — Wer mehrere Jahre vor der Erfindung der Woll- und Baumwollspinnmaschine England's Bilanz berechnete, mußte ein ganz anderes Resultat über den Zuwachs oder die Abnahme seines Nationalreichtums finden, als derjenige, welcher es einige Jahre

später that. Wenn die Handelsbilanz gegen irgend einen Staat in diesem Augenblick für uns günstig ist, so folgt nicht daraus, daß sie es nach fünf und noch weniger, daß sie es nach zehn Jahren sein müsse.

§. 155.

Man hört nicht selten wider die von uns vertheidigte Ansicht den Einwurf erheben, daß in England wenig Metallgeld umlaufe, daß man in andern Staaten ebenso leicht wie in diesem Papiergeld in Umlauf setzen könne, und daß Großbritannien, falls die Menge des umlaufenden Metallgeldes einen großen Vorzug gewähre, unweise handle. — was man bei der Klugheit dieses Volkes nicht annehmen dürfe — indem es sich des Papiergeldes oder der Banknoten bediene. Zur Beantwortung dieses Einwandes läßt sich anführen, 1) daß Großbritannien durch die Herrschaft der See der mächtigste Staat im Westen Europa's ist, daß es diesen Rang mit einer solchen Ueberlegenheit, mit einem solchen Ueberfluß innerer Hülfquellen, behauptet, daß ihm derselbe, selbst bei dem Verluste eines namhaften Theils seiner Streitkräfte, nicht entzissen werden kann; 2) daß Großbritannien, ein vom Meere umfluthetes Land, den Einflüssen, welche die öffentliche Meinung auf den Kredit eines Staats ausübt, bei

weitam nicht so ausgefetzt ist, wie andere Reiche, die mit ihren Nachbarn viel inniger zusammenhängen; 3) daß England diejenige Monarchie ist, welche den größten Volksreichthum und die meiste Industrie besitzt und die Bilanz im Handel mit allen Völkern zusammengerechnet für sich hat; daß darum seine Banknoten zum Theil die Eigenschaft des Metallgeldes, welches einen Weltwerth besitzt, erlangen, indem sie von allen, die Zahlungen an britische Unterthanen zu machen haben, gesucht werden. Nach Smith führte Großbritannien einen Theil seiner Kriege mit dem Wechseln seiner Kanflente; 4) daß allerdings auch Vortheile mit dem Gebrauche des Papiers im Verkehre verbunden sind; können diese letztern ohne seine Nachtheile geerntet werden, so ist es thöricht, keinen Gebrauch davon zu machen.

§. 156.

Endlich bleibt uns übrig, noch einen gegen die Theorie der Handelsbilanz erhobenen Einwurf zu widerlegen: er besteht darin, daß man behauptet, es fehle an einem Mittel um zu erkennen, ob die Bilanz für einen Staat günstig oder ungünstig stehe. »Drittens und letztes, sagt Smith, giebt es kein sicheres Merkmal, wodurch man unterscheiden könnte, auf

welche Seite die sogenannte Handelsbilanz zwischen zwei Nationen sich neige, oder welche von beiden den größten Geldwerth ausführe. Die Grundsätze, welche insgemein das Urtheil über dergleichen Fragen bestimmen, sind Nationalvorurtheil und Nationalhaß — Eingebungen des Eigennuzes einzelner Kaufleute und Manufacturinhaber. Es giebt übrigens zwei Kennzeichen, auf die man sich bei dieser Gelegenheit öfters zu berufen pflegt: die Zollhausbücher und der Wechselkurs. Allein darüber ist man, glaube ich, nunmehr allgemein einverstanden, daß die Zollhausbücher ein sehr trüglicher Maasstab sind, weil man sich auf die darin enthaltene Schätzung der Waaren gar nicht verlassen kann.»

§. 157.

Wir erwidern: »Daß die Zollregister darum nicht sehr ungenau sein können, weil die gegenwärtig in fast allen Staaten bestehende Einrichtung der Maut, den Kaufleuten es selbst rathlich macht, den wahren Werth der Waaren anzugeben, indem sie Schaden leiden, falls sie denselben höher, als er wirklich ist, angeben, und auf der andern Seite Gefahr laufen, daß ihnen die Waare für den angeblichen Preis entzogen werde, im Falle sie den letztern zu niedrig ansetzen. Die

Merkung, daß die Zollregister in einem hohen Grade unrichtig seien, gründet sich auf bloße Vermuthungen; da, wie es jedem einleuchtet, kein Versuch ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit außer Zweifel setzen kann. Auch enthält diese Ansicht soviel Allgemeines, daß, wenn man sich in besondern Fällen darauf beruft, man soviel wie nichts damit beweist.

§. 158.

Zweitens bietet eine sorgfältige Statistik so viele Mittel dar, um die gesammte Consumption und Production eines Landes zu erforschen, und durch Vergleichung dieser beiden Größen, den Verbrauch ausländischer Waaren zu bestimmen, daß bedeutende Fehler in den Zollregistern leicht entdeckt werden können.

§. 159.

Drittens endlich ist es nicht nothwendig, genau zu wissen, um wieviel uns die Bilanz zuwider ist; wir dürfen nur wissen, ob sie überhaupt für uns ungünstig und in welchem Grade sie es ist.

§. 160.

Man macht dem Prohibitivsystem ferner den Vorwurf, daß es den Schleichhandel erzeuge und dadurch jede Art von Unmoralität begünstige. Offenbar aber

hat man die nachtheiligen Folgen des Schleichhandels übertrieben. Man darf mit Zuverlässigkeit annehmen, daß nichts so nachtheilige Wirkungen auf ein Volk äußere, wie eine gänzliche Verarmung. Dieser Zustand, der in dem Uebergang von dem Wohlstand zur Armtheligkeit und von der Leptern zur Armuth besteht, entbindet eine große Masse menschlicher Kraft und indem er dadurch Müßiggang und Nahrungslosigkeit schafft und fördert, bringt er Unzufriedenheit Muthlosigkeit und endlich Verzweiflung hervor, entblößt ein Land von seinen Einwohnern, und füllt es mit Elend und Lastern an.

§. 161.

Krieg ist ohne Zweifel eines der größten Uebel, aber jedes Volk, welches Unabhängigkeit und Selbständigkeit als das höchste Gut betrachtete, trug nie Bedenken, ihn zu unternehmen, wenn die Ehre der Nation es forderte. Wie unbedeutend sind die Nachtheile der Prohibitivanstalten im Vergleiche mit jenen des Krieges, und dennoch wird derselbe Zweck durch beide verfolgt. Der Wohlstand und Reichthum eines Volkes flößt den Nachbarn und Fremden Achtung und Ehrfurcht ein und reizt nur dann zum Angriff und zur Beute, wenn die Vertheidigungsmittel des Staats nicht mit ihnen im Verhältnisse stehn. Dieses Letztere

aber ist immer die Folge einer schlechten Staatsverwaltung.

Theorie des Reichthums.

§. 162.

Vielleicht ist es uns vergönnt, die Quelle der Irrthümer Ad. Smiths in einer falschen Grundansicht aufzufinden. Wir werden zeigen, daß die Erklärungen und Definitionen der staatswirthschaftlichen Schriftsteller über den Begriff des Reichthums, sowohl vor als nach Smith, durchgängig mangelhaft oder falsch sind.

§. 163.

Ich führe die von Banilh in seinen Systemen erwähnten Definitionen mehrerer Schriftsteller an und füge endlich noch einige hinzu: sämmtlich werden sie von uns einer sorgfältigen Prüfung ihrer Statthaf-
tigkeit unterworfen werden.

W. Petty und Becke setzen den Reichthum in das gesammte Privateigenthum.

Dieses ist offenbar eine Definition für Vermögen, nicht für Reichthum, obgleich sie auch als solche unrichtig ist, weil ihr zufolge kein Staat an und für sich (im Gegensatz der Unterthanen) reich sein könnte.

Haben die Genannten aber die Sache so verstanden, daß die Summe aller Privatvermögen den Reichthum der Nation bilden soll, so ist dieses ebenwohl falsch. Lauderdale hat nemlich erwiesen, daß die Summe der Reichthümer der Individuen nicht den National-Reichthum allein begründet.

S. 164.

Bauban findet den Reichthum im Ueberfluß der Lebensmittel.

Aber giebt uns der Reichthum nichts mehr als die reichliche Befriedigung unserer nothwendigsten Bedürfnisse? Oesterreich ist eben so fruchtbar als England, aber fällt es jemanden ein, einen Theil von Oesterreich mit England hinsichtlich des Reichthums in eine Klasse zu setzen? Niemand zweifelt daran, daß Venedig vor einigen Jahrhunderten ein sehr reicher Staat gewesen, aber schwerlich bestand die Größe und der Reichthum dieser Republik in einem Ueberfluß an Lebensmitteln. Es bedarf keiner weitern Ausführung um das Mangelhafte der in Rede stehenden Definition zu zeigen.

S. 165.

Cantillon und Garnier setzen den Reichthum in alle vorhandene Dinge, von welchen der Mensch Ge-

*) Ueber National-Wohlstand vom Grafen Lauderdale.
Berl. 1808. S. 6.

brauch machen kann, einem Bedürfniß, oder einem sinnlichen, eingebildeten oder eitlen Genuß zu genügen.

Obgleich diese Bestimmung zu der bessern gehört, so ist sie dennoch unrichtig. Mit der Luft, dem Wasser und dem Raume vermögen wir manche Bedürfnisse zu stillen, aber sie machen keineswegs einen Theil des Reichthums aus; wäre dieß der Fall, so würde man durch ihre Anhäufung Reichthum erlangen, welches aber bekanntlich nicht geschieht.

§. 166.

Galiani sieht den Reichthum in einer Sache, deren Besitz mehr von denen, welche sie nicht haben, als von denjenigen, die deren theilhaftig sind, gewünscht wird.

Es giebt schwerlich eine unvollkommnere Erklärung über den Begriff Reichthum als diese. Jede werthvolle Sache pflegt von andern, welche sie nicht besitzen, gewünscht zu werden, keineswegs aber von dem Besitzer (denn mit der Besitzerlangung ward ja dessen Wunsch erfüllt), aber darum ist der Inhaber derselben nicht reich. Ein armer Tagelöhner besitzt ein schönes Geräth, welches viele zu haben wünschen, ist er darum reich?

§. 167.

Ein anderer italienischer Schriftsteller, Palmieri, erblickt den Reichthum im Ueberfluß. Dieß ist keine Erklärung des Reichthums, sondern eine Benennung desselben durch ein anderes sinuverwandtes Wort. Ueberfluß ist ein sehr weiter Begriff, und da der Verfasser nicht näher bestimmt hat, welchen Ueberfluß er unter Reichthum verstehe, so ist diese Bezeichnung nicht einmal einer nähern Kritik fähig.

§. 168.

Lauderdale *) unterscheidet den Staatsreichthum von dem Privatreichthum; unter ersterm versteht er den Besitz alles dessen, was dem Menschen nützlich und angenehm ist; unter letzterm den Besitz alles dessen, was dem Menschen angenehm und nützlich, und woran nicht allgemeiner Ueberfluß ist.

In beiden Definitionen findet sich der Fehler, daß sie zu umfassend sind, indem dadurch die moralischen Güter nicht ausgeschlossen werden. Angenehm und nützlich ist die Reitkunst, angenehm und nützlich ist das Amt eines Richters u. s. w., es folgt aber keineswegs daraus, daß die Inhaber reich sind. Als

*) Seite 11. d. a. S.

Die Sängerin Sonntag ihre ruhmvolle Laufbahn begann, war sie arm, gegenwärtig ist sie reich; ihre Gabe, vortrefflich zu singen, war anfangs eben so gro, wie jetzt; obgleich sie die Quelle ihres Vermögens wurde, so machte sie doch eben so wenig früher, wie gegenwärtig einen Theil desselben aus.

§. 169.

Canard findet den Reichthum in der Anhäufung verlangter Arbeit. Diese Definition setzt den falschen Grundsatz voraus, da die Quelle aller Güter Arbeit sei. Nach Canard wäre ein Mann, der in einem wohlbevolkerten Lande 1000 Morgen Wiesenlandes besae, dieserhalb nicht reich zu nennen, da er sich nicht in dem Besitze von einer Menge verlangter Arbeit befinden würde.

§. 170.

Simonde de Sismondi erklärt den Reichthum auf dieselbe Weise *). Gans von Putlig bestimmt den fraglichen Gegenstand auf folgende Weise: »Reichthum ist derjenige Vermogenszustand, bei welchem nach der Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse

*) Nouv. princ. I, p. 60. C'est cette chose, c'est ce fruit du travail, accumul et non encore consomm, qu'on appelle la richesse.

nisse, welche wir durch Gewohnheit oder Reiz zum Genuße erworben haben, noch ein Theil der Rente unsers Vermögens übrig bleibt.»

Diese Erklärung ist darum unrichtig, weil sie die Hauptsache des Reichthums in den Zinsen des Vermögens sucht und die letztern zur nothwendigen Bedingung des erstern macht. Man kann reich sein, ohne Zinsen von seinem Vermögen zu erhalten. War jener Geizhals zu Paris, welcher ein höchst elendes Leben führend, eine Million Livres in seiner Kiste aufbewahrte, nicht reich zu nennen? Unser Vermögen kann so groß sein, daß es als Kapital für den größten Aufwand unsers ganzen Lebens zureicht, daß wir hundertmal mehr, als jedes Individuum einer Million von Menschen, die in näherer oder entfernterer Beziehung zu uns stehen, besitzen: dann sind wir reich, und dennoch legen wir weder Kapitalien an, noch leihen wir sie auf Zinsen aus.

S. 171.

B. Justi bestimmt den Begriff des Reichthums auf folgende Art:

»Man kann denjenigen nur einen reichen Mann nennen, der sich von der Nutzung seiner eigenthümlichen, beweglichen oder unbeweglichen Güter nicht allein die Bequemlichkeit des Lebens, sondern auch

den Ueberfluß verschaffen kann. Jedoch kommt es bei allen diesen verschiedenen Beschaffenheiten des Vermögens gar sehr auf den Stand und die Würde des Besitzers an. Ein reicher Bauer würde deshalb kein reicher Kaufmann seyn oder ein reicher Edelmann würde vielleicht nur einen vermögenden Grafen vorstellen: so wie ein Vornehmer einige tausend Thaler im Vermögen haben kann, die einen Menschen von geringem Stande reich machen würden: und man muß ihn demungeachtet vor arm halten; denn ein Vornehmer braucht nach der Lebensart der Menschen so viel zu seiner unumgänglichen Nothdurft, daß sich ein Mann von geringem Stande dabei in allem Ueberfluß befinden würde.»

§. 172.

Obgleich diese Definition denselben Fehler wie die vorige hat, daß sie nemlich die Zinsen (Nutzungen) des Vermögens zur nothwendigen Bedingung des Reichthums macht, so hat sie doch einen gewissen Vorzug, welcher allen vorhergehenden abgeht; sie enthält nämlich die subjective Relativität des Begriffs, d. h. sie setzt den Reichthum nicht unbedingt in eine Menge von Gütern, sondern nimmt auf die Bedürfnisse der Person, welcher das Prädicat reich beigelegt werden soll, Rücksicht.

§. 173.

Rau (Grundf. d. polit. Def. I. S. 54) erklärt den vorliegenden Gegenstand in folgender Art.

»Reichthum entsteht, sagt er, wenn nicht bloß das für persönlichen Vortheil verwendbare Einkommen den Bedarf beträchtlich übersteigt, sondern dasselbe auch, von dem Leben und der Thätigkeit des einzelnen Empfängers unabhängig, eine bloße Folge eines gewissen Vermögensbesitzes ist.«

Auch diese Definition enthält außer dem gemeinschaftlichen Gebrechen der bereits angeführten, noch den Fehler, daß sie die Einkünfte des Vermögens zur nothwendigen Bedingung des Reichthums macht.

§. 174.

A. Smith sagt (Unt. II. S. 48): »Jeder Mensch ist in dem Grade reich oder arm, in welchem er die Mittel in Händen hat, sich die Nothwendigkeiten, und Vergnügungen des Lebens zu verschaffen. — Er ist reich oder arm, nach Verhältniß der Quantität von Arbeit, welche ihm zu Gebote steht, oder welche zu erkaufen er die Mittel in Händen hat.«

Beide Definitionen A. Smith's sind nicht gleich; außer diesen hat er noch eine dritte gegeben (Unt. II. S. 121), nach welcher der Reichthum eines Landes

in den Werth des jährlichen Erzeugnisses seines Bodens und seiner arbeitenden Einwohner gesetzt wird.

Er sagt nemlich: »Worin wir also auch den wahren Reichthum und das Einkommen eines Landes setzen mögen — es sei in den Werth des jährlichen Erzeugnisses seines Bodens und seiner arbeitenden Einwohner, wie es die gesunde Vernunft haben will, oder in die Quantität der darin umlaufenden edlen Metalle, wie das gemeine Vorurtheil behauptet u. s. w.«

Sämmtliche drei Definitionen sind sehr unvollkommen. Außer dem Mangel, daß die Relativität des Reichthums unberücksichtigt blieb, ist kein Unterschied hinsichtlich der sachlichen und moralischen Güter bemerkt worden.

Die zweite Definition hat denselben Fehler, wie jene von Canard: sie stellt die Arbeit als die einzige Quelle des Vermögens an.

In der dritten Erklärung ist das Kapitalvermögen gänzlich unberücksichtigt geblieben. Würde eine Nation reich genannt werden können, wenn sie ein sehr bedeutendes Einkommen hätte, dieses aber aus dem Tribut bestünde, wozu sie andere Völker gezwungen hätte? Eben so wenig, wie ein Staatsdiener darum, weil er ein bedeutendes Jahrgehalt zieht.

Der Besitz des Vermögens ist zur Darstellung des Reichthums unumgänglich nothwendig.

§. 175.

Bielsfeld *) sagt: »Unter Reichthum verstehen wir den Ueberfluß an allen Arten von Gütern, welche in einem Lande im Verhältniß zu seiner respectiven Größe vorhanden sind.«

Diese Definition ist eine der besten — wie man es von einem so feinen und scharfsinnigen Denker erwarten konnte — die je über den Reichthum aufgestellt wurden: nichtsdestoweniger ist sie, philosophisch betrachtet, mangelhaft. Abgesehen davon, daß die moralischen Güter dadurch nicht ausgeschlossen sind, ist die relative Seite des Begriffs nur zum Theil, nemlich nur in subjectiver Hinsicht, aufgefaßt worden.

§. 176.

Nachdem wir die Unzulänglichkeit sämtlicher, angeführten Erklärungen über Reichthum gezeigt zu haben glauben, halten wir es für Pflicht, unsere eigene Defini-

*) Institutions polit. II. p. 154. Il est nécessaire de dire, que par l'opulence d'un état nous entendons l'abondance de toutes sortes de biens, et la masse totale des richesses, qui se trouvent dans un pays à proportion de sa grandeur respective.

tion davon mitzutheilen. Nach unserer Ansicht ist Reichthum ein großes Vermögen im Verhältniß zu dem Vermögen derjenigen, womit jemand im Verkehr oder in irgend einer nähern Beziehung steht, jedoch mit Berücksichtigung der Bedürfnisse des Subjects, welchem das Prädicat reich beigelegt werden soll. Vermögen aber ist der Besitz von sachlichen Gütern.

Man prüfe diese Definition und untersuche, ob man durch ihre Zulassung auch der Sinnwidrigkeit oder des Absurdums beschuldigt werden könne.

§. 177.

Daß der Reichthum eine positive und relative Seite habe, ist nicht zu läugnen. Wohlhabend nennen wir denjenigen, welcher ein solches Vermögen besitzt, daß er seine Bedürfnisse — die seiner Familie betrachten wir als die seinigen — andauernd befriedigen kann. In diesem Begriffe liegt die positive Seite des Reichthums ohne seine relative. Er drückt bloß das Verhältniß der Mittel zu den zu befriedigenden Bedürfnissen aus. Da die Bedürfnisse eines und desselben Menschen bald größer bald unbedeutender sind, die Bedürfnisse verschiedener Menschen ihrer Größe nach auch gänzlich von einander abweichen, so liegt

auch in diesem Begriff eine gewisse Veränderlichkeit, welche wir mit dem Ausdrücke subjective Relativität bezeichnen. Wir haben uns aber auch schon daran gewöhnt, mit dem Ausdrücke wohlhabenden Begriff eines niedern Grades von Reichthum zu verbinden.

§. 178.

Daß der Reichthum relativ sei, oder nur vergleichungsweise einer wirklichen oder moralischen Person beigelegt werden könne, erhellt aus folgender Betrachtung. England ist gegenwärtig ein reiches Land, weil es im Verhältniß seiner Bevölkerung und seines Areal's mehr sachliche Güter besitzt als jedes andere in der Welt. Würden nun aber alle Länder der Erde so vermögend, daß sie, jedes für sich, wenigstens die dreifache Menge von Gütern mehr besäßen als England, würde alsdann das letztere noch reich genannt werden können?

§. 179.

Ward uns jemals gesagt, das erste Menschenpaar habe aus zwei reichen Eheleuten bestanden? Oder war Robinson ein reicher Mann, als er auf seiner Insel durch den Schiffbruch eines Fahrzeuges alle materielle Güter im Ueberfluß besaß? Befände sich die menschliche Gesellschaft in

einem solchen Zustande, daß jedermann gleiche Ansprüche auf die Dienste eines andern hätte, und wäre die Kultur und Industrie so weit vorgeschritten, daß jeder bei seinem reichlichen, für jeden gleichen Auskommen jedes Bedürfniß wegen des Ueberflusses aller Mittel befriedigen könnte, so würden alle Menschen nach Smith reich sein.

S. 180.

Aber würde dieser Zustand dem Begriff reich entsprechen? Gewiß nicht. Der Reichtum setzt eine Abhängigkeit anderer Menschen von uns voraus; um reich zu sein, muß man nicht nur gleiche, wirksame Ansprüche auf Gütergenuß mit andern haben, man muß ihrer mehr, ja man muß ihrer weit mehr besitzen als andere. Das Mehrbesitzen macht die Eigenthümlichkeit des Reichtums aus. Wollte man den Reichtum mit Smith bloß in die Menge von Gütern setzen, ohne Rücksicht, wieviel Güter in dem Besitze anderer seien, so würde man dem Begriff Gewalt anthun, man würde ihn auf einen Zustand des Menschengeschlechts gründen, welcher nie existirt hat, nemlich auf jenen, worin Gemeinschaft der Güter statt fand. Im letztern Falle würde es keinen Reichtum geben, wenigstens nicht in dem gegenwärtigen Sinne.

Man wird vielleicht einwenden, daß die Abhängigkeit anderer eine nothwendige Folge von dem Güterbesitze selbst sei. Dieses ist nicht der Fall, wohl aber ist sie die Folge von dem Mehrbesitze der Güter. Ein Regent [kann in Afrika viele Güter besitzen, und daselbst für einen reichen Mann gelten; kommt er nach Europa damit, so kann er sich vielleicht nur einige Monate vermittelst derselben erhalten, und statt daß andere von ihm abhängig sind, geräth er selbst in die Abhängigkeit von ihnen. Da wo er Mehrbesitz gegen viele hatte, in Afrika, waren andere von ihm abhängig, wo andere ihn hatten, wurde er abhängig. Ein Mann, der auf dem platten Lande reich ist, oder wie man sagt, Vermögen hat (Vermögen heißt in diesem Falle bedeutendes Vermögen) ist nicht selten in der Stadt, wenn auch daselbst weder seine Bedürfnisse steigen noch seine Einkünfte oder sein Kapitalvermögen abnehmen, nur ein wohlhabender Mann; ein Mensch, der in einem kleinen Landstädtchen für reich gilt, besitzt in einer Handelsstadt, wie Frankfurt — wenn er seinen Wohnsitz dahin verlegt — nur ein höchst mittelmäßiges Vermögen, nicht darum allein, weil der Unterhalt in einer solchen Stadt viel theurer ist, sondern vor

züglich deswegen, weil die Anzahl solcher Leute, die mehr, ja weit mehr besitzen, sehr groß ist.

§. 182.

Nicht die Menge der Güter bestimmt, ob wir reich sind, sondern das Verhältniß der Gütermenge anderer zu unserer. Gesezt in einer Nacht verschwänden $\frac{1}{10}$ aller vorhandenen Habe in einem Lande des kultivirtesten Theils von Europa, jedoch nach Maßgabe ihrer Entbehrlichkeit, dann würden sich seine Einwohner in einem Zustande befinden, worin die Bewohner einiger Provinzen von Rußland leben. Hätten sie sich einige Zeit an diesen Zustand der Dinge gewöhnt — wenn so etwas überhaupt möglich wäre — indem sie zu einem einfichern Leben zurückgekehrt wären, und hätten sie die frühern Umstände vergessen, so würden diejenigen, welche früher reich gewesen waren, es auch noch sein, weil bei dem Verschwinden des Vermögens in gleichem Verhältnisse hinsichtlich des Mehrbesitzes nichts geändert worden wäre. — Unter allen Nationen hat es zu allen Zeiten reiche und arme Leute gegeben, obgleich die Gütermenge dieser Nationen im Anfange vielleicht nicht den tausendsten Theil von ihrer jezigen ausmachte.

§. 183.

Daß der Reichthum aber andere Menschen von uns abhängig macht, knüpft sich nothwendig an den Umstand, daß es Privateigenthum giebt und daß der Staat es schützt. Ein Mensch, welcher ohne Vermögen ist, kann nur dadurch sein Leben fristen, daß er sich in eine Art Sklaverei begiebt oder daß er für andere arbeitet. Er muß es dem guten Willen anderer überlassen, daß sie ihm dieses oder jenes gegen eine Dienstleistung abtreten. Wenn daher Hobbes sagt, »Reichthum ist Macht« so muß man nicht allein, wie Smith will, die Fähigkeit Güter zu kaufen darunter verstehen, sondern in vielen Fällen eine Art wirklicher Macht. Bei Staaten findet dieses meistens Statt. Wenn England so arm wird, daß es seine, ungeheure Kosten erfordernden Flotten nicht mehr unterhalten kann, so ist es mit seiner Seeherrschaft gethan. Der Vater Friedrichs des Großen hat an der Erweiterung des Preussischen Staatsgebiets durch den großen Schatz, den er ersparte und das ungemein gut unterhaltene und geübte Heer, welches er durch seinen Staatsreichthum schuf, eben so großen Antheil wie sein großer Sohn, dessen außerordentliche Talente das Hinterlassene auf die zweckmäßigste Weise zu benutzen wußten. Der

Privatmann erlangt nicht selten durch den Reichthum Ansehn und Einfluß im Staate. Der letztere behandelt ihn mit einer gewissen Achtung und mit einer Rücksicht, die wir nur bei jenen anzuwenden pflegen, gegen welche wir nicht gleichgültig sein können. Mit einem Theile unseres Vermögens erkaufen wir nicht nur die Dienste anderer Menschen, wir erkaufen sie selbst. Man hat diese Macht, welche der Reichthum gewährt, nur zu sehr in allen Staaten gefühlt; nicht selten hat man den nachtheilichen Folgen des Reichthums dadurch vorzubeugen gesucht, daß man die Inhaber desselben zu den ersten Ehrenstellen beförderte, um ihnen, hierdurch Gelegenheit zu geben, einen Theil desselben durch Aufwand und Pracht zu verzehren. Die Reichthümer des Herzogs von Orleans haben den entschiedensten Einfluß auf den Ausbruch und den Gang der französischen Revolution geäußert.

§. 181.

Die von A. Smith angestellte Beobachtung, daß Dinge einen realen und nominellen Werth haben, hängt mit der Eigenschaft des Reichthums positiv und relativ zu sein, zusammen. Der nominelle Werth drückt den Preis der Sache im Verkehr (den Tauschwerth) aus, der reale zeigt die Tauglichkeit

der Sache an, um damit Bedürfnisse zu befriedigen. Insofern man also den relativen Reichthum nur in der Art bezeichnen will, daß man diese oder jene Quantität werthvoller Gegenstände für eine Sache erhält, deutet der Preis derselben die relative Seite von dem Reichthum ihres Besitzers an.

§. 185.

Hiernach giebt es auch zwei Quellen des Vermögens; die eine besteht darin, daß wir Güter erzeugen, welche Art niemanden unmittelbar schädlich wird (Die vorzugsweise Quelle des positiven Reichthums), die andere darin, daß die Güter anderer auf uns übergehen, welche zweite Art für andere, an und für sich, immer Nachtheile bringt, obgleich dies Letztere nicht so scheint. Bei dem Tausche, wird man sagen, gewinnen beide Theile; das ist wahr, allein sie gewinnen nicht dadurch, daß sie hingeben, sondern daß sie empfangen. Sie haben im Ganzen gewonnen, wenn der Nachtheil des Gebens nicht so groß ist, als der Vortheil des Empfangens.

§. 186.

Die Einseitigkeit und die Irrthümer des Smith'schen Systemes sind vorzüglich dadurch entstanden, daß Smith immer nur den positiven Reichthum vor

Augen hatte, daher das Geld, welches den höchsten Tauschwerth und beinahe keinen reellen hat, und darum die relative Seite des Reichthums vorzugsweise darstellt, stets zu gering von ihm geachtet wird.

§. 187.

Der unumstößliche Beweis für diese Behauptung liegt in folgender Stelle (Untersf. II. S. 371.).

»Es giebt, wie schon vorhin erklärt worden ist, eine andere Bilanz, die sich von der Handelsbilanz gar sehr unterscheidet, und die je nachdem sie zum Vortheil oder Nachtheil eines Volkes steht, entweder seinen Wohlstand oder seinen Verfall unfehlbar nach sich zieht. Dieß ist die Bilanz des jährlichen Erzeugnisses und der jährlichen Consumtion. Wenn der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses größer ist, als der Tauschwerth dessen, was jährlich verzehrt oder verbraucht wird: so muß das Kapital der Gesellschaft nach Verhältnis jährlich anwachsen. Die Gesellschaft verzehrt in diesem Falle nicht ihr ganzes Einkommen, sondern sie thut das, was sie jährlich von ihrem Einkommen spart, zu ihrem Kapital hinzu und wendet es an, um das jährliche Erzeugniß immerfort zu vermehren. Ist hingegen der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses geringer, als die jährliche Consum-

tion: so muß auch das Kapital der Gesellschaft im Verhältnisse zu diesem Abgange jährlich abnehmen. Die Gesellschaft giebt alsdann mehr aus, als sie einnimmt, und muß nothwendig ihr Kapital angreifen; folglich muß dieß Kapital und mit demselben der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses der Betriebsamkeit geringer werden.»

»Diese Bilanz des Erzeugnisses und der Consumtion ist von der sogenannten Handelsbilanz ganz verschieden. Sie könnte bei einer Nation stattfinden, wenn diese auch gar keinen auswärtigen Handel triebe, und von der übrigen Welt völlig abgesondert wäre. Sie findet auf der ganzen Erdoberfläche statt, deren Reichthümer, Bevölkerung und Cultur immer stufenweise zu oder abnehmen.«

»Die Bilanz der Erzeugnisse und Consumtion kann beständig zum Vortheil einer Nation stehn, indem die sogenannte Handelsbilanz gemeiniglich zu ihrem Nachtheil steht. Eine Nation kann ein halbes Jahrhundert lang mehr Dinge von Werth einführen als ausführen; das Gold und Silber, das während dieser Zeit ins Land kommt, kann sogleich wieder hinausgehn, der umlaufenden Münzen kann immer weniger und weniger werden, weil diese oder jene Art Papiergeld an die Stelle tritt; sogar können die Schul-

den, die eine Nation bei ihrem Verkehr mit andern Nationen macht, stufenweise anwachsen — und dennoch kann ihr wirklicher Reichthum, der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner, in eben diesem Zeitraume in noch stärkerem Maße zugenommen haben. Der Zustand unserer nordamerikanischen Kolonien und die Beschaffenheit ihres Handels mit Großbritannien vor ihrer Trennung kann zum Beweise dienen, daß diese Behauptung keineswegs ohne Grund ist.»

§. 188.

Zuvörderst bemerken wir, daß Smith gewissermaßen in dieser Stelle einen Verstoß gegen sein eigenes System gemacht hat. Wenn er früher stets den positiven Reichthum vor Augen hatte, so hebt er hier gerade den relativen als Maßstab des Vermögens heraus. Er sagt nemlich: »wenn der Tauschwerth des jährlichen Erzeugnisses größer ist als der Tauschwerth dessen, was jährlich verzehrt wird u. s. w.« Von dem Tauschwerth kann nicht die Rede sein, wenn es sich von einer Bilanz handelt, die auch da gelten soll, wo ein Staat ohne allen Verkehr mit andern Staten ist (wie Smith hier solches will).

S. 189.

Geld hat beinahe den größten Tauschwerth unter allen im Commerz befindlichen Gegenständen; geht eine von allen Völkern und Staaten der übrigen Welt abgefonderte Nation, wie die Japanesen, förderte statt der bisherigen Menge edler Metalle den zehnfachen Betrag derselben, dagegen nur zwei Drittheils ihrer bisherigen übrigen Erzeugnisse. Offenbar wäre hier die Bilanz der Production und Consumption nach Smith wenigstens einige Zeit hindurch (bis der Tauschwerth der edlen Metalle im selben Maße, als sie vermehrt worden, gefallen) günstig, weil der Tauschwerth der jährlichen Erzeugnisse zugenommen hätte, im Grunde aber wäre sie nachtheilig, und dieses würde Smith, wenn er seine Behauptung reiflicher erwogen hätte, ebenfalls zugestanden haben. Der reelle Werth der edlen Metalle ist nemlich äußerst gering; sie dienen nur spärlich zur Darstellung einiger höchst entbehrlicher Geräthe. Läte das eben gedachte Ereigniß ein, so würde die erwähnte Nation einige Gold- und Silbergefäße mehr besitzen; bald aber würden sich Mangel und Nothdurft einstellen, die einen bei weitem größeren Nachtheil erzeugen würden, als der durch die Vermehrung der Gold- und Silbergefäße hervorgebrachte Vortheil wäre. Ganz anders wäre

der Fall, wenn eben diese Nation mit andern Völkern verkehrte, ihre Geldkapitalien bei ihnen anlegen, und für die Zinsen derselben rohe Produkte erhalten könnte.

§. 190.

Es ist nicht leicht zu erklären, wie Smith den Tauschwerth zum Maßstabe seiner Bilanz machen konnte. Hätte er den Werth der Erzeugnisse überhaupt dafür angenommen; so würde man sich einen solchen Werth gedacht haben, der seinen Behauptungen am meisten zugesagt hätte.

§. 191.

Um Smith's hier ausgesprochene Ansicht näher zu prüfen, diene noch folgende Betrachtung. In einem Lande bleibe die Menge des Geldes unverändert; die Nachfrage aber wachse um ein Dritteltheil des frühern Begehrs; dann wird der Tauschwerth des Geldes um ein Dritteltheil seiner Größe zunehmen, aber werden sich die Umstände des Landes um eben so viel verbessern? Man darf behaupten, daß das Letztere weder eine nothwendige, noch eine unter allen Umständen wahrscheinliche Folge von dem Erstern sei.

§. 192.

Daß eine Bilanz einige Zeit hindurch zum Nachtheil eines Volks stehen könne, während dasselbe doch

in seinem Wohlstande zunimmt, wie Nordamerika, ist eben so leicht zu erklären, als die Erfahrung, daß ein Landwirth oder Manufacturist beim Schuldenmachen reich werden könne. Ein Bauer z. B. hat während 20 Jahren immerfort Schulden gemacht, die er mit 5 vom Hundert verzinst, durch die geliehenen Kapitalien sein Landgut aber, welches bei der Uebernahme ganz erschöpft war, so sehr verbessert, daß der Ertrag um das Doppelte vermehrt worden ist. Es findet sich, daß die gelehten und angelegten Kapitalien 20 p. c. tragen; ist er beim Schuldenmachen reicher oder ärmer geworden? Offenbar reicher. In diesen Fällen ist nemlich das Konto sowohl eines Volkes als eines Privatmannes nicht geschlossen; eine ganze Wirthschaftsperiode ist noch nicht verlaufen, und darum kann die Bilanz nicht gezogen werden. Aber daraus folgt nicht, daß, wenn die Bilanz eine Zeit lang ungünstig gewesen ist, dieselbe darauf wieder nothwendigerweise günstig werden müsse. So wie es für den Privatmann stets ein ökonomisches Princip bleibt, keine Schulden zu machen (obgleich daselbe, wie erwähnt, zuweilen Vortheile hat) so muß es für eine Nation staatswirthschaftlicher Grundsatz bleiben, die Handels-Bilanz, wenn nicht für sich, doch wenigstens nicht wider sich zu haben.

§. 193.

Smith hat offenbar — wie die angeführte Stelle beweist — eine Quelle, wodurch Reichthum entsteht, übersehen, jene nämlich, die in dem Uebergange von fremdem Vermögen auf uns besteht. Die Handelsbilanz zeigt das für einen Staat günstige oder ungünstige Verhältniß dieses Zustandes an. Bei dem Tausche oder dem Verkehre mit dem Auslande sind die genommenen oder gegebenen Werthe für die Einzelnen immer gleich. Aber wir haben gezeigt, welcher Unterschied zwischen diesen Werthen in Beziehung auf die Zunahme des gesammten Volksvermögens obwaltet. Der Unterschied des werbenden und des todtten in dem Staat gebrachten oder aus demselben gesandten Vermögens sollte immer der Maßstab der Bilanz sein. Da aber das Geld zinsendes oder werbendes Vermögen im höchsten Maße ist, so verdient es auch eine vorzügliche Berücksichtigung.

§. 194.

Wenn Smith ferner behauptet, daß die Bilanz der Consumption und Production von der Handelsbilanz gänzlich unabhängig sei, so begeht er einen neuen Irrthum. Wir glauben unwiderlegbar dargethan zu haben, daß der Zufluß des Geldes bei weitem

günstigere Folgen auf die Erzeugung sachlicher Güter
äußert als die Zufuhr von Waaren — eine Wahr-
heit, die gegenwärtig selbst von Smith's Anhängern
als unbezweifelt anerkannt wird. Die Handelsbilanz
zeigt aber gerade das Mehr oder Weniger des Gelb-
zuflusses an und kann darum nicht gleichgültig, in Rück-
sicht auf die Bilanz der Production und Consumption sein.

§. 195.

Nach Smith ist diejenige Arbeit nur productiv,
die sich an einem Gegenstande fixirt; Production
kann daher auch nur die Erzeugung oder Verarbeitung
materieller Dinge sein. Die Bilanz zwischen dieser
Production und der Consumption ist für die Holländer
im Beginne und Aufblühen ihres Handels aller Wahr-
scheinlichkeit nach ungünstig gewesen; sie hätten also
nach Smith zu derselben Zeit verarmen müssen, als sie
auf dem Punkt standen, reich und mächtig zu werden.

§. 196.

Aus demselben Umstande, daß Smith nur die
positive Seite des Reichthums (nur Anhäufung von
Mitteln zur Befriedigung von Bedürfnissen, ohne
Rücksicht ob andere ihrer mehr oder weniger besitzen)
aufgefaßt hatte, sind noch eine Menge Irrthümer geflossen.

So glaubt er — und diesen Irrthum theilen viele
seiner Schüler — daß der Verschwender ein Feind

der Nation sei. Diese Behauptung wäre gegründet, wenn das jährliche Gütererzeugniß einer Nation für den Genuß aller Mitglieder derselben gemeinschaftlich bestimmt wäre. Durch die Consumtion eines Gegenstandes würde alsdann der Gütervorrath eines jeden Individuums geschmälert werden, obgleich nur in einem sehr unbedeutenden Maße *).

Wenn das Mitglied einer Dorfgemeinde einen Theil der Gemeindefrucht abweidet, so wird der Antheil eines jeden Dorfbewohners an dem gemeinschaftlichen Gütervorrathe verhältnißmäßig verringert. Nachdem aber einmal Privateigenthum entstanden und die Vertheilung des gemeinschaftlichen Eigenthums oder der Weide bewirkt worden ist, so geschieht die Consumtion — das Abweiden — keineswegs auf Kosten aller Mitglieder, sondern jeder schadet sich — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — nur selbst durch die Consumtion.

§. 197.

Ein Verschwender verzehrt daher nur sein eigenes

*) Anm. Am besten läßt sich dieß so darstellen. Ist der Gütervorrath der Nation = M , die Zahl der Staatsbürger = n , so ist bei gemeinschaftlichem Eigenthum der Antheil eines jeden Mitglieds $f = \frac{M}{n}$; wird ein Theil des Gütervorraths = b consumirt, so ist $f = \frac{M-b}{n}$, also weniger.

Vermögen, keineswegs das seiner Mitbürger; er vernichtet vielmehr die Ansprüche, welche er auf ihre Dienstleistungen hat. Aber — wird man sagen, das Gesamtvermögen eines Staats besteht aus dem sämmtlichen Vermögen der Unterthanen und aus dem Vermögen des Staats im engeren Sinne. Wenn also der Verschwender Vermögen vernichtet, sei es auch sein eigenes, so wird das Gesamtvermögen der Nation geschwächt. Das ist nicht zu leugnen, aber man untersuche, ob die Vernichtung dieses Vermögens nachtheilige Folgen habe, oder ob sie nicht vielmehr, so wie ein mäßiger Blutverlust bei einem gesunden Menschen die Vermehrung des Bluts in Kurzem hervorbringt, einen Zuwachs desselben Vermögens zur Folge habe.

§. 198.

Es fragt sich, ob durch die Consumption des Verschwenders Kapital oder Zinsvermögen aufgerieben werde. »Aber darum ist er ja ein Verschwender, weil er sein Kapitalvermögen angreift, würde er nur die Einkünfte oder die Zinsen desselben verzehren, so würde man ihm den Vorwurf der Verschwendung nicht machen.« Wohl! Aber was für ihn Kapitalvermögen ist, ist es nicht für die Nation. Es hat z. B. ein Verschwender ein Drittel seines

Vermögens für Weine ausgegeben. Sie liegen in seinen Kellern und sind offenbar ein Theil seines Kapitalvermögens, oder man muß annehmen, daß er mit ihrem Einkauf um den dritten Theil seines Vermögens ärmer geworden sei. Diese Weine aber machen keineswegs einen Bestandtheil von dem Stammvermögen der Nation aus, anders müßte durch die Verzehrung derselben ihr werbendes Vermögen angegriffen werden, welches ja nicht geschieht.

§. 199.

Bewerkstelligt der Verschwender die Verzehrung der gedachten Weine in der That, so vermindert er sein Kapitalvermögen um den dritten Theil, das werbende Vermögen der Nation aber um nichts. Man wird finden, daß gerade die Güter, welche ein Verschwender verzehret, meistens zu dem todtten Vermögen der Nation gehören, durch deren Aufreibung die hervorbringenden Kräfte zu neuer Thätigkeit gereizt werden. Der Verschwender verschwendet auf seine Kosten, und nicht auf Kosten seiner Mitbürger. Keiner der letztern wird als Individuum durch des Verschwenders Consumtion ärmer. Der Mangel und die Nothdurft eines Landes haben auch eben so oft in der unzuweckmäßigen Vertheilung des Vermögens als in dem wirklichen Mangel desselben seinen Grund.



§. 200.

Der Verschwender trägt — so lange er seine Verschwendung nicht übertreibt, d. h. wenn er sie nicht bis dahin ausdehnt, daß er selbst dürftig wird — zur gleichmäßigen Vertheilung der Güter bei. Ganz anders ist der Fall, wenn derselbe ausländische Erzeugnisse verbraucht; alsdann geht durch seine Verschwendung beinahe immer werbendes Vermögen (Geld) aus dem Staate, und dann schwächt er die Kraft des letztern wirklich.

§. 201.

So wie A. Smith nur die positive Seite des Reichthums auffaßte und dadurch zu einer Einseitigkeit geführt wurde, die zu vielen Irrthümern Veranlassung gab, so haben andere Schriftsteller, namentlich Ortes und Plato nur die relative gesehen. Die vorzügliche Quelle des relativen Reichthums ist, wie erwähnt, die Verwandlung von fremdem Vermögen in unseres. Die angeführten Schriftsteller sahen bloß diese Quelle.

§. 202.

Wenn daher Ganilh den Unterschied des positiven und relativen Reichthums, der, wie wir glauben, keine leere Speculation, sondern in der Natur der Dinge vollkommen gegründet ist, gekannt hätte, so

würde er zu folgender Bemerkung nicht veranlaßt worden sein: »Es ist unbegreiflich, wie ein Gegenstand, der A. Smith so richtige Beobachtungen, so geistreiche Gedanken und wichtige Resultate dargeboten, den Abbe Dretes nur einer blendenden Schöpfung der Einbildungskraft, einer leeren Traumgestalt und einem verführerischen Irrlichte entgegenführt. Dieser Schriftsteller glaubt nach Plato, daß ein Einzelner oder ein Volk nur Gewinn oder Vortheil erlangen könne, insofern ein anderer Einzelner oder ein anderes Volk Verlust oder Schaden erleide, und daß der eine nicht gewinnen könne, ohne daß der andere verliere.« Wem kann es entgehen, daß Plato und Dretes den Reichthum von seiner relativen Seite eben so einseitig aufgefaßt haben, wie Ad. Smith und seine Schule von der positiven?

§. 203.

Keiner von Smiths Schülern hat es so sehr geföhlt, daß zur Behauptung seines Systems nur der positive Reichthum anerkannt werden dürfe, wie Say. Er sah sich genöthigt, das natürliche und gesellschaftliche Vermögen zu unterscheiden, aber statt hieraus nützliche und zur Entdeckung der Wahrheit zweckdienliche Folgerungen zu ziehen, kehrt er an einer andere Stelle, wo er Smith's Schule gefähr-



bet steht, zu dessen einseitigen Ansichten zurück. In dem seiner Nationalökonomie angehängten Auszug sagt Say über den Reichthum Folgendes: »Reichthum« ist die Summe der Werthe, das heißt die Summe der abschätzbaren Dinge, welche man besitzt.«

»Der Reichthum eines Privatmanns ist die Summe der diesem Privatmann zugehörigen Werthe.« Der Reichthum einer Nation ist die Summe der Werthe, welche den sämmtlichen Privatleuten, woraus diese Nation besteht, zugehören und der Werthe, welche sie in Gemeinschaft besitzen. Der Reichthum ist nichts Absolutes, sondern er ist relativ: und zwar nicht mit dem Reichthume, welcher anderen Individuen oder andern Nationen zusteht, sondern mit dem Werthe der Dinge, deren man bedarf, in Vergleichung mit dem Werthe derer, welche man dafür hinzugeben hat: so daß ein Individuum und eine Nation, welche nur die Hälfte der Werthe eines andern Individuums oder einer andern Nation besäßen, dennoch ebenso reich wie diese sein könnten, wenn sie sich die nämlichen Gegenstände um die Hälfte wohlfeiler zu verschaffen vermöchten.«

»Wie wenige Werthe man auch besäße, so wäre es doch der Gipfel des Reichthums, wenn man sich alle mögliche Bedürfniße umsonst verschaffen könnte.

Wie viele Werthe man auch besäße, so stände man doch auf dem Gipfel der Armuth, wenn der Werth jedes Bedürfnisses, welches man hätte, die Summe der Werthe, welche man dafür hingeben könnte, überstiege.»

Ist es nicht offenbar, daß Say mit Gewalt die eigentliche Relativität des Reichthums leugnen will? Der Reichthum ist relativ *), sagt er, und zwar nicht mit dem Reichthume, welcher andern Individuen oder andern Nationen zusteht, sondern mit dem Werthe der Dinge, deren man bedarf, in Vergleichung mit dem Werthe derer, welche man dafür hinzugeben hat. Dieses ist aber die positive Seite des Reichthums, welche, wie wir früher gezeigt haben, in dem günstigen Verhältniß unserer Mittel zu unsern Bedürfnissen besteht. Allerdings liegt auch hierin eine gewisse Veränderlichkeit und dadurch entsteht selbst bei dem positiven Reichthum wieder eine subjective Relativität, welche Justi sehr richtig bemerkt hat. Unsere Bedürf-

*) Daß die eigentliche Relativität des Reichthums etwas Wesentliches sei, oder mit andern Worten, daß es nicht gleichgültig sey, ob andere eben so viele Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen als wir besitzen, leuchtet sogleich ein, wenn man bedenkt, daß ein grosser Theil des Genusses, welchen der Reichthum gewährt, sich gerade auf das Reichthum anderer stützt. Würden wir uns z. B. einen Bedienten halten können, wenn jedermann so reich wäre, wie wir?

nisse richten sich nemlich nach unsern Umständen; bald fordern sie einen größern bald einen geringern Aufwand von Mitteln. Aber dieses ist die eigentliche Relativität des Reichthums nicht, sie besteht vielmehr in dem Verhältniß des Vermögens anderer zu dem unsrigen, weil sowohl Menschen als Staaten in einer gewissen Abhängigkeit zu einander stehen.

S. 201.

Wenn Say behauptet, daß es gleichgültig sei, wie viel Güter andere besitzen, wenn wir nur mehr besitzen als wir hingeben müssen, so ist dieses beinahe eben so viel, als wenn man sagte, es liegt nichts daran, wie mächtig und angesehen die Monarchie eines Königs ist, wenn er nur unbeschränkt in seinem eignen Königreiche regiert. Der Reichthum hat wie die Macht eines Regenten, eine innere und eine äussere Seite. Auch die Alten hatten schon den Begriff von der Relativität des Reichthums. Nepos sagt nemlich von dem Vater des Atticus: *pater eius — ut tempora erant, dives erat*. Die Stelle bedarf kaum einer Erläuterung; die Relativität wird hier durch den Zusatz *ut tum tempora erant*, auf das Bestimmteste ausgesprochen. Gleichwie aber Smith und seine Schüler nur die positive Seite des Reichthums — dem bereits Angeführten zufolge — fest-

hielten, so hatte man eine Zeitlang ausschließlich den relativen Reichthum berücksichtigt.

§. 205.

Das Merkantilsystem ist der Ausfluß dieser Ansicht. Der erste Lehrsatz dieser Schule ist, daß ein Staat, hauptsächlich nur durch den auswärtigen Handel bereichert werden könne, also durch den Uebergang von fremden Vermögen in unseres. Die Vermehrung des Geldes oder der edlen Metalle, welche den relativen am vollkommensten darstellen, ist das Hauptaugenmerk derselben. Da die edlen Metalle einen Weltwerth, den größten Tausch, obgleich einen sehr geringen realen Werth haben, so werden wir durch die Erlangung derselben unmittelbar reicher und zwar im Verhältniß zu allen Menschen, wegen der bekannten Eigenschaft derselben, bei einem sehr geringen Volumen und Gewichte (im Verhältniß zu ihrem Werthe), an alle Orte der Welt leicht versandt werden zu können. Die Anhänger des Merkantilsystems haben auch fast durchgängig die Quelle des positiven Reichthums, die Smith in seiner Bilanz der Production und Consumption nur allein anerkannt hat, übersehen. Zukki sagt (Staatw. I. Th. S. 158.):

»Der Reichthum des Staats läßt sich auf gar viele Wege vermehren. Der Freiherr von Schröder

in seiner Fürstl. Schatz- und Rentkammer hat alle diese Wege einzeln betrachtet; und sie sind in nicht geringer Anzahl. Allein, wenn wir sie genau erwägen; so sind nur drei Hauptwege darunter, welche entweder die andern in sich schließen, oder gegen welche doch die übrigen von keiner Erheblichkeit sind. Dieses sind die Vermehrung der Einwohner des Landes, die Commercien mit fremden Völkern und die Bergwerke. Die Vermehrung der Einwohner, sonderlich, wenn es durch fremde bemittelte Personen geschieht, zieht nicht nur Vermögen mit ihnen in das Land, sondern befördert auch überhaupt den Umtrieb des Geldes, als worauf es in dem wahren Reichthum des Staats hauptsächlich ankommt. Die Commercien außer Landes, wenn sie auf die gehörige Art geführt werden, dienen sehr das Land zu bereichern; und durch die Bergwerke können jährlich gar beträchtliche Summen zur Vermehrung des Reichthums des Staats aus dem Schätze der Erde hervorgeholt werden.« Man ersieht aus dieser Stelle, daß auf jene Quelle des Reichthums, welche in der Vermehrung der Landesproducte außer der Gewinnung edler Metalle besteht, keine Rücksicht genommen worden ist. Es geht also daraus hervor, daß durch die einseitige Auffassung eines und desselben Gegenstandes von einer seiner zwei verschiedenen Seiten, zwei verschiedene Schulen einer Wissenschaft entstanden sind.

Geld, D. 1.

Verpflicht. Leistungen des Geldes d. J. Mason
in Verkehr, D. 6.

68. Geld im Verkehr der Wähler.

82. Geld unversehrten Inhabers der
Regierung d. einzelnen Unterthanen.

112. Sind die Mittel, welche zur Befriedigung
der Wählerinnen für ungenutzt war.
von, oder Leistungen des Reichs abei-
genfremt eingefahren?

119. Von der Landesbildung.

155. Von der Reichsleistung.

